

VERDASAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Verliebte Leut. Von Hugo Kauffmann. — Pulcinella. Novelle von E. Beln. (Fortsetzung.) — Mein vorjähriges Weihnachtsgeschenk. Von F. Erhardt. — Nina, das Blumenmädchen. Nach dem Gemälde von F. E. Bertier. Gedicht von Ludwig Biemssen. — Die Mode (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Silhouetten. Mit der Schere geschnitten von A. Corsep. — Schach. — Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgabe (Nr. 39) und des Nebus (Seite 24). — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 40. — Nebus. — Korrespondenz. — Für die Fastnachtszeit.



Verliebte Leut. Von Hugo Kauffmann.
(Aus „Dunte Wappe“. Verlag von F. Brudmann, München.)

Pulcinella.

Novelle von E. Vely.

(2. Fortsetzung. Siehe Seite 34.)

Ich kam mir befangen wie ein Schulknabe vor, fuhr Lothar Velding in seiner Erzählung fort, als ich an Gerhardinens Seite saß und es geschahen ließ, daß sie die Decken, welche ihr die vorsorgliche Hausfrau aus der Oberförsterei gesandt, über meine Kniee breitete, sich selber ganz bescheiden in eine Ecke duckte und sagte: „Sagen Sie behaglich?“

Der kleine Jagdwagen sank halbrädertief in den weichen Sand, wir kamen sehr langsam vorwärts. Ich hätte gewünscht, niemals ans Ziel zu gelangen. Die Sterne zeigten sich, Mondlicht fiel über die Heide und ich konnte das liebliche Gesicht neben mir nun ganz deutlich sehen.

„Ach, Fräulein Gerhardine, wie gut Sie sind und gar nicht schreckhaft — und erstaunlich praktisch,“ sagte ich.

„Ist gut, wenn Sie das finden, Herr Lothar! Werde ich alles fürs Leben brauchen können. Eigentlich sollte ich wohl Herr Lieutenant sagen.“

„Bitte, nein! Ich höre meinen Vornamen gern — es ist so selten, daß mir das geschieht. Ich bin seit früher Jugend verwaist —“

„Wie ich!“ antwortete sie einfach.

Ich konnte sonst ungemein schwungvoll reden, ich war der Wortführer bei unsern Festen, und eine Ballerina, welche als sehr kaltblütig galt und nebenher als äußerst habfüchtig, hatte ihre Neigung zu mir, dem gütigeren Sekondelieutenant, einem Nachfolger gegenüber dahin motiviert, daß sie meine Liebeserklärung nicht ohne Thränen habe anhören können, und wenn sie weinen müßte, sei sie besiegt. Diesem blutjungem blonden Mädchen, mit dem ich durch die Heide fuhr, gegenüber verstumte all meine Beredsamkeit.

„In der Schlacht bei Langensalza bin ich unverfehrt geblieben,“ sagte ich auf eine Frage von ihr, „hier schiefte mich ein Wilddieb lachend an, wie einen Rehbock — und wer weiß, was ohne Ihr Erscheinen mir noch begegnet wäre —“

„Joja, Jungherr,“ wendete sich Krischan um, „das kann einer alles nicht wissen! Und Jungfräulein Gerhardine hat's zuerst gewahrt, daß die Pferde unruhig wurden und den dunklen Fleck, der, mit Respekt zu sagen, der Jungherr selber waren, auf dem hellen Sande gesehen; so alte Augen wie meine werden schon was schlecht. Und so allein in der Heide! Und der Kerl, der einmal bereits gezielt hatte, konnte wieder kommen — und wer weiß, damit Ihr ihn nicht verirret, Euch für immer stumm machen. Und überdies ist's um Mitternacht greulich in der Heide — und wo einer allein ist, da treiben Geister ihr Wesen. Und war auch just ein Kreuzweg, wo der Jungherr lagen.“

„Das Beste ist, daß wir Sie gleich an Tante Fredegunde's Thür absetzen, sie hat bekanntlich einen Pflasterkasten und ist ein halber Doktor; vor morgen kann gar kein wirklicher da sein,“ sagte das allzeit besonnene blonde Kind.

Dann noch einige kräftige Zurufe Krischans für die lässiger werdenden Pferde und wir hielten vor dem Forsthaufe, aus dessen Thüre Onkel und Tante zugleich lichtbewaffnet traten.

„Gerhardine, bist du endlich da?“

„Guten Abend, guten Abend!“ rief ihre helle Stimme. Ein wenig verspätet — na, nichts für ungut! — und damit war sie herab und hing am Halse von Frau Fredegunde und drückte dann ihr Gesicht an das bärtige des Oberförstere's, lachte kurz und sagte: „Daß ihr's nur gleich wißt, ohne ein Abenteuer thu ich's nicht auf der Fahrt zu euch — ich bringe euch euren Pflegejohm. Ein Wilddieb hat sich, sagen wir, einen Scherz mit ihm gemacht, denn mehr ist es hoffentlich nicht. Eine kleine Wunde, Streifschuß ist der technische Ausdruck — wie Onkel? Fanden ihn im Sande, ein wenig ohnmächtig —“

Ich stieg mit Krischans Hilfe herab, womit ich fertig war, als ihre kleine vorbereitende Rede zu Ende.

„Um Himmelswillen!“ rief Frau Fredegunde. „Alle Hagel!“ der Oberförster und ich bestätigte: „Es ist wirklich nichts Erhebliches, eine Schwäche, die mich übermannte, weiter nichts! Und ich schäme mich fast —“

Der Alte wollte gleich detaillierte Beschreibung, wie's zuzuging und Tante Fredegunde bewunderte ihren Liebling. „Du hattest keine Furcht? Es konnte ja ein fremder Mann sein!“

„Tantchen, du hast mir als kleines Kind einmal den Spruch gesagt: ‚Heb auf, was dir Gott in den Weg legt — hab's nicht vergessen, und ein fremder Mann wäre auch ein Mensch gewesen.‘“

Der Onkel polterte heraus: „Natürlich ohne Hund draußen gewesen, wenn das Tier auch weiter nichts in dem Fall genützt hätte, als daß es Appell gab. Aber freilich, so ein Herr Lieutenant will seinem eigenen Sinn folgen und seine Wege gehen. Wär alles anders gekommen, ganz anders, wenn's nach meinem Sinn ging — ich meine mit deiner Erziehung und Zukunft —“ ein rauher Husten unterbrach ihn glücklicherweise.

Meine Wunde fing an zu brennen, heftig zu schmerzen, aber ich biß die Zähne auf einander, um es nicht zu zeigen vor der kleinen tapfern Gerhardine, welche von der Oberförsterin noch immer geliebt und dazwischen bedauert wurde wegen der schreckhaften Ankunft.

„Schauerlich, schauerlich!“ meinte die Matrone. Und sie pries am Ende im Stillen, daß mir der Unfall begegnet war. Unter der Hängelampe im Wohnzimmer nahm Gerhardine ihren Hut ab — welche ein fein modellierter Kopf, von dem lange blonde Locken auf den Rücken hinabfielen; die Farbe der Augen konnte ich nicht ergründen — blau, grau, dunkel?

Ich mußte das Tageslicht erwarten. Aber die kluge Stirn, die seine Nase mit den geschwungenen Flügel, den festen vollen Mund und das energische Kinn konnte ich betrachten und die blendende Weiße der Haut und den schlanken, wohlproportionierten Wuchs. Hebe, Psyche? Nein, das waren schlechte Vergleiche, sie war reifer und kam der keuschen Diana am nächsten.

Frau Fredegunde kam nicht aus dem lauten Verwundern heraus, wie „das Kind“ in dem letzten Jahr gewachsen sei und sich entwickelt habe, und der alte Graubart stand schmunzelnd dabei und besorgte diese Betrachtungen wohl im Stillen.

Endlich entdeckte die Matrone zwei dunkle Flecke auf Gerhardinens Manschette.

„Mein Kind, dein Samariterwerk verrät sich — ach, wie schrecklich —“

„Menschenblut — Herr Lothar, Ihr Blut,“ sagte Gerhardine und befreite ihre Handgelenke. „Die Schrift läßt sich aber wieder auslöschen, auf Lebenszeit sind Sie mir nicht damit verschrieben.“

Ich hatte eine ganz andere Empfindung und sagte leise in meinen sich immer mehr steigenden Schmerz hinein: „O doch — o doch!“

Dann entdeckte die Tante meine Umwicklung.

„Kind — deinen guten Schawl gabst du her?“

„Es war nichts andres da. Du mußt schon verzeihen, obwohl er ein Geschenk von dir ist,“ bat sie.

Der Oberförster erging sich in Vermutungen, wer unter den Verdächtigen mein Attentäter sein könne, und die Hausfrau sprach von Stärkung nach der Reise, bis das blonde Mädchen energisch rief: „Wir vergessen ja das Interessanteste — unsern Verwundeten!“ und so erst wieder die Aufmerksamkeit auf mich lenkte. Und dann wurde ein neuer kunstgerechter Verband unter Leitung der alten Dame angelegt und ich suchte mein Zimmer, um eine Fiebernacht zu verbringen, in der ich aber angenehme Visionen hatte — immer einen blonden Kopf sah mit dem Heiligenschein! Am andern Morgen, als der Arzt eintraf, zeigte es sich, daß es doch etwas mehr war, als ein kleiner Scherz; ich mußte einige Tage das Bett hüten und sah in der Wirklichkeit nur Tante Fredegunde an demselben erscheinen, so daß ich die Träume, welche mir Gerhardinens Gestalt heraufbeschworen, mit Freuden herbeirief.“

Lothar Velding blieb unter einem hohen Baume stehen und sah Frau Leonore an. „Langweile ich Sie mit dieser einfachen Geschichte?“

„Durchaus nicht, Sie erzählen gut, und überdies versteinere ich zu ergänzen!“

„Zum Beispiel?“

„Ich sehe, während Sie träumen, die blonde Gerhardine durch die Tannen und in der Heide herumwandern und über das Abenteuer nachsinnen, nichts nimmt einen siebzehnjährigen Mädchenkopf mehr ein, als solch ein Ereignis. Der Held desselben hat schon halb gewonnen. Aber, ich mag Sie so wenig als möglich unterbrochen wissen, fahren Sie fort!“

Lothar Velding machte eine Bewegung nach den Vorangehenden hinüber, als wollte er damit andeuten: „So lang' die mir noch Zeit lassen.“ Dann glitt ein Lächeln über seine edlen Züge, er versetzte sich in die Tage, welche ihm unvergeßlich waren.

„Als man mich zum erstenmale hinausführte unter die Tannen, kam Gerhardine mir entgegen; ein flammendes Rot bedeckte ihre Wangen, indem sie sagte: Sie müssen mir zuerst verzeihen, meines Leichtsinns halber, ich habe für eine unbedeutende Kleinigkeit angesehen, woran Sie schmerzlos gelitten.“

Hätte ich mich vor den klugen Augen der Tante nicht geschämt, ich würde die kleine, feste Hand an meine Lippen gezogen haben, besonders als sie noch hinzusetzte: „Ich habe immer mit Selbstvorwürfen an Sie gedacht.“

Natürlich habe ich das Unsinngigste gestammelt, wo ich Erschöpfendes hätte sagen mögen, und ich danke Frau Fredegunde für ihre lauten Aklamationen: „Der arme Lothar! Und das Fieber war nicht gering und es schnitt mir in die Seele, wenn er mich ansah und mich, seine leibhaftige Tante, nicht einmal kannte und Heidnisches und Christliches durcheinander mengte; bald sprach er von Diana, mit der alle ordentlichen Jäger eine Liebchaft haben müßten, was ich meinem Valentin aber doch nicht zutraue, bald schwagte er von einem Heiligenschein und blonden Locken, Madonnenbildern und der Himmel weiß, wovon noch; und er hat doch eine streng lutherische Erziehung erhalten — es war schauerlich! Und Valentin konnte mich nicht einmal unterstützen, des Tabakrauchs wegen, und Gerhardine wollte ich nicht hereinlassen, das ging gegen meine Anschauungen, vor der alten Hanne zeigte er aber einen wahren Abscheu und nannte das arme Geschöpf einen Gorilla. Nun, jetzt ist es ja vorüber!“

Ob Gerhardine den Gang meiner Träume besser verstanden hatte? Sie wandte sich, als die blonden Locken erwähnt wurden, zur Seite, pflichtete einen Tannenzweig und zerupfte denselben wieder, ohne augenscheinlich recht zu wissen, daß und warum sie es that.

Der Onkel begrüßte mich nur flüchtig mit einem „Waidmanns Heil!“ Ihm war jetzt das Nachspüren nach den Wilddieben interessanter als ihr Opfer. „Es geht nichts über meine kluge Hausfrau, rief er, sie sah gleich das Rechte ein, und ohne meine Pfeife bin ich hier im Hause nur ein halber Mann! Und das Kind ist überdies nicht gekommen, Zimmerluft hier in der Heide zu schlucken, nach all der Stubenhockerei, wozu sie ein unverständiger Vormund verurteilt hat. Lungen ausdehnen, in Gottes schönen Himmel gucken, Wachtelzchen, was?! Weißt du noch, wie du mit mir ohne

Schuhe durch den Sand und die Bäche gelaufen bist? Was du für eine prächtige Jägerfrau abgegeben hättest! Hagel und Schrot! Aber eine verrücktere Erziehung, wie sie an dir und dem Lothar gesehen ist, habe ich noch nicht gesehen! Ein wahres Verbrechen! Damit schritt er grollend weiter.

„Jetzt, sagte Tante Fredegunde, ist es an der Zeit für Gerhardine, dich zu unterhalten. Ihr werdet schon gute Freunde werden.“ Und sie ging an ihre häuslichen Geschäfte. Wir saßen einander gegenüber, erst beide stumm. Ob das der Sonnenschein machte, in welchem wir uns zum erstenmale sahen? Ob nur die Dämmerung und das außergewöhnliche Ereignis das blonde Mädchen so mutvoll hatten erscheinen lassen? Und je unsicherer und befangener sie mir nun vorkam, desto mehr wuchs mein Mut, und ich fand den fröhlichen Lieutenantssinn und den sorglosen Blick, mit dem ich sonst ähnliche Fragen gestellt hatte: „Haben Sie wirklich ein wenig an mich gedacht, Fräulein Gerhardine? Und auch eine Regung von Mitleid für mich gehabt?“

Stahlblau waren ihre Augen und seltsam kühl. „Sagte ich das nicht schon vorhin, Herr Lothar?“

„Pardon! Sie haben ein gutes Gedächtnis, und mir scheint, man muß auf der Hut sein, Sie nicht zu langweilen!“

„Ich bin nicht sehr verwöhnt —“

„Fronisch verbeugte ich mich. Um nicht eine Unterhaltung, wie ich sie zu bieten vermag, zu ertragen.“

„Ich habe darüber ja noch gar kein Urteil,“ sagte sie harmlos, als verstehe sie die Herausforderung nicht.

Ihre natürliche Art sich zu geben war mir so völlig neu, daß ich überrascht zu ihr hinsah; sie hatte entschieden unter Drahtpuppentum in den Salons keine Studien gemacht, wußte von keiner Kofetterie und verstand jenes unter jungen Leuten übliche Kriegesgeplänkel nicht. Aber wovon mit ihr reden? Wie einfach und doch elegant sie aussah in dem dunkelblauen Innenkleid, das weiße Bogen umbordeten; sie hielt eine Handarbeit zwischen den Fingern; eh' ich kam, mußte sie in dem Buche gelesen haben, das jetzt zugeschlagen neben ihr lag. Wie herrlich ihr Haar schimmerte! ah, jetzt konnte ich prüfen, ob sie für Komplimente empfänglich sei: „Welch' wunderschöne Locken Sie haben, Fräulein Gerhardine!“

„Ach!“ sagte sie mit einem Seufzer, „ich komme mir wie eine Nonne vor, die eingekleidet werden soll, wenn ich denke, daß sie nun bald hinaufgebunden werden müssen.“

„Wer zwingt Sie denn zu diesem Barbarismus?“

„Mein Beruf!“ antwortete sie mit einem Ernst, der ihr wunderbar stand. Ich gab nicht weiter darauf acht. Was anders konnte gemeint sein, als die philiströse Strenge der Tante, welche die Nichte sicher in alle Geheimnisse der edlen Kochkunst einweißen und das flatternde Goldhaar in den Küchenregionen für gefährlich hielt.

Über welchem Romane haben Sie denn da Thränen des Mitgeföhls vergossen?“

„Ich lese nicht Romane, obwohl ich es recht gern thun würde, aber das ist Macaulays Geschichte von England!“

„Ah, Fräulein Gerhardine! muß man denn in Ihnen eine kleine Gelehrte begrüßen?“

Zum erstenmale zeigte sich das Grübchen auf ihrer linken Wange.

„Herr Lothar, ist bei Ihnen mit dem bunten Lieutenantssrock die Weltherrlichkeit errungen?“

Sie that mir weher mit der spottenden Frage, als sie ahnen konnte, denn ich mußte ja nicht einmal, ob ich den Lieutenantssrock behalten würde — und was blieb mir dann? Eine Erwidrerung, wegen welcher ich auch, um sie nicht taftlos oder herb zu halten, in Verlegenheit war, wurde durch Krischans Erscheinung abgeschnitten. Er blieb, die Mütze in der Hand, in einiger Entfernung stehen und rief herüber: „Joja, Jungherr, so läßt es besser, als an dem Abend, was? Sitzt sich ganz gut da in der Laube mit dem Jungfräulein, joja? Auch besser, als wie wir, mit Respekt zu sagen, da durch die Heide fuhren, was?“

Seine Vermutungen wurden bestätigt. Zwischen Gerhardine und mir wollte aber keine rechte Unterhaltung gelingen und ich hielt sie nach dieser Begegnung im Tageslicht für viel kühler, als ich sie an jenem Abend beurteilt; ja ich war nicht mehr weit von dem Prädikat „herzlos“. Statt daß mich das aber abstieß, reizte es mich umfomehr, meine Phantasie beschäftigte sich unausgesetzt mit ihr.

Trotz des Gebotes, die Abendluft zu meiden, saß ich noch spät in meinem Fenster, es öffnete sich neben der Tannelaube, wo das alte Paar mit Gerhardine geplaudert hatte. Als diese gegangen, hörte ich den Oberförster sich räuspern und sagen: „Ich ärgere mich, Fredegunde!“

„Du Valentin — ja, was habe ich denn verbrochen?“

Ein kurzes, rauhes Lachen. „Ach, du! Über die Kinder da!“

„Sind sie dir im Wege?“ fragte sie und etwas wie Betrübnis klang aus dem Tone.

„Im Wege? Gott soll mich bewahren, Fredegunde — aber —“

Lothar, fiel sie ein, ist ein prächtiger Mensch, und die Dummheit, daß er sich anschießen ließ wie ein Stück Wild, ist ja fatal, aber sei gerecht, Valentin, es hätte einem jeden passieren können, selbst dir.“

„Hu! Was du ins Feuer geräht mit dem Verteidigen, Alte, ich greife dir ja den Jungen noch gar nicht an.“

Da wurde die Stimme noch ängstlicher. „Wenn Gerhardine — ach, Valentin, sie ist wirklich keinem im Wege, sollte ich denken, mit ihrem sonnigen Gesicht und dem fröhlichen Geplauder! Und du hast ja an Gottes Tierwelt ein solches Vergnügen und kammst dich über jeden Wachtelchlag freuen. Sieh, solch eine Art Singvogel ist —“

„Singsvogel, Amsel, freilich, mit dem gelben Schnäbeln, rief der alte Herr, und hättest deinen Atem sparen können, Weib, denn es ist ganz was anderes, was mich ärgert, wenn ich die beiden jungen Menschenkinder sehe. Wir sind nicht mit Kindern gesegnet worden, aber warum konnte es denn nicht sein, daß mein Wunsch erfüllt wurde und ich den Lothar wie meinen eigenen Sohn zu einem ordentlichen Forstmann erziehen konnte, was ist's denn nun so? Und warum gab man dir die Amsel nicht und ließ sie zu einer Hausfrau unter deiner Leitung werden, statt daß sie als Lehrerin oder Gesellschafterin in fremden Häusern ein hartes Brot essen soll? Ein solch hirnerbrannter tyrannischer Vornund! Und wenn das alles so gekommen wäre, wie ich's da meine, da hätten wir die Kinder zusammengegeben und an ihrem Glück unsre Freude gehabt. Denn weißt du, was ich heute gedacht habe, als ich in den Wald ging? Ein zu einander passenderes Menschenpärlein wie die beiden, hat unser Herrgott kaum je erschaffen.“

Nun schluchzte die Matrone leise. „Ach, Valentin, wie du das sagst! und was du da sagst, das habe ich ja heute Morgen ebenfalls gedacht. Aber es soll nun einmal nicht sein, und der Himmel mag nur ein Einsehen haben und verhüten, daß die Kinder nicht selber zu der letzten Ansicht gelangen, denn das wäre ja ein Unsinn, eine pure Unmöglichkeit. Er hat nichts und sie hat nichts! ach, ich habe eine ordentliche Angst.“ Der Alte murmelte etwas Unverständliches und ging tappend hinein; er mochte sich erinnern, daß er warnend den Namen Gerhardine gesagt, als ich die Schwelle des Hauses kaum betreten hatte.

Und ich selber? Arme, aus Mitgefühl schluchzende Tante, bei dem einen deiner Schützlinge war es schon geschehen, was du befürchtet, und sollte ich wie sie selbstlos wünschen, dem andern möge es vergönnt sein, so kühl und empfindungslos zu bleiben? Wer hält einen Achtundzwanzigjährigen solcher entsagungsvollen Gedanken für fähig? Ich sah hinauf zu den Sternen und ein heißer, heißer Wunsch zog durch meine Brust. „O, daß sie mich wieder lieben möge, die blonde Maid! Was kümmert mich vorläufig alles andre?“

Man war vor dem Hotel angekommen, dessen Räume in wenigen Tagen die Kaiserin von Oesterreich beziehen wollte, nur wenigen auserwählten Gästen wurde gestattet, unter demselben Dache zu wohnen, die übrigen waren schon grollend nach Tübing hinunter gezogen, um wenigstens in der Nähe zu bleiben und der fürstlichen Frau auf ihren Spazierritten begegnen zu können.

Der Wirt zeigte sich, um der Gesellschaft, welche telegraphisch das Diner bestellt, für kurze Zeit die Honneurs zu machen und jene interessanten Thatfachen mit äußerster wichtiger Miene zu berichten.

Dann ließ man sich an der im Freien gedeckten Tafel nieder. Eine heitere Unterhaltung wurde geführt, an der sich aber der Hauptmann nicht beteiligte; vielleicht war er immer so abgeschlossen, teilnahmslos, was ihn aber jetzt noch durchzitterte, glaubte Frau Eleonore zu wissen.

Sie selber sprach und gegenredete freundlich und doch erschien sie zuweilen wie fremd zwischen diesem Treiben, der Ton war ihr nicht ganz der gewöhnliche. Dann schweiften ihre Blicke über die Gestalten der Frauen hin, welche in den koketten Toiletten, mit künstlich verschönten und vergnügten Gesichtern dasaßen, und glitten über die Männer, welche sich von solchen Erscheinungen und solchem Wesen gerade angezogen und entzückt fühlten, und ihr stummer Mund schien zu fragen: Was klagt ihr mich an, daß ich euch keine Ideale schildere? Zeigt sie mir! Menschen, wie sie sind, gebe ich euch! Wie gern führte ich andre vor, das Heute aber ist meine Verechtigung, die Zeit mein Spiegel! Und dann ein bitteres Lächeln. Waren die Menschen wohl je anders?

Lisabetta Velding war die Ausgelassenste, sie hatte Baron Rotto auf der einen Seite, der unausgesetzt im Flüster-ton in ihr Lachen hineinredete und den jungen blonden Millionär auf der andern, der ihr Künstleranekdoten aus Berlin erzählen mußte. Er war der Sohn eines fleißigen Industriellen und hatte selber noch nichts anderes in seinem Leben gethan, als das Geld seines Vaters auf eine ziemlich ungeschickte Weise zu zerstreuen.

Man lobte das Arrangement des Dinners und das Menu, die herrliche Wald- und Seestaffage kam gar nicht zu ihrem Recht. Mode, Geld, kleine gesellschaftliche Skandale, sehr durchsichtig angedeutet, Wetten, Willkürchen, Verabredungen zu gemeinschaftlichen Ausflügen, das Aneinanderklingen der Gläser, das Zueinandertreten der Blicke, mehr und minder verstoffelte Schuldigungen; man amüsierte sich köstlich, unisono ausgedrückt.

Eleonore seufzte leise, als sie ihre Handschuhe wieder anzog, nachdem ein alter Herr, den sie zum ersten Male in ihrem Leben sah und welchen Frau Lisabetta ihr als Tischnachbar gegeben hatte, weil er viel reiste, orakelhafte Aussprüche that und unverständlich über Kunst redete, weshalb er für besonders geistreich galt, den Versuch machte, ihre Hand zu küssen, indem er sie die neunte Muse nannte. Sie sah nach den grünen Bäumen zurück, unter denen sie mit dem bleichen Manne drüben geschritten, als er in begeisterten Worten von seinem Herzenstraume sprach. Wie würde er enden? Nun, da brauchte sie ja nicht weiter zu fragen und zu grübeln und nur auf Frau Lisabetta und die funkelnden Brillanten zu blicken, welche sie an den lebhaft gestikulierenden Händen trug; es hatte ja geendet. War es denn möglich, daß sich jener Mann, der jetzt unter dieser Wendung unsagbar litt, bedingungslos für Mammon verkauft? Sich und seinen Jugendtraum — das Blondköpfchen Gerhardine? War es sein Gewissen, welches sprach?

Nun, sie würde das über kurz oder lang erfahren, jetzt blieb ihr Lothar Velding die Fortsetzung nicht mehr schuldig, das wußte sie.

Zu ihrer Rechten saß eine wohlbeleibte Dame, die halbtäub war, sehr viel über Poesie gesprochen hatte und dabei durchblicken ließ, daß sie in ihrer Familie ein unentbehrliches Talent sei, das sich bei Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefällen dichterisch nützlich mache.

„Daß Sie Dorfgeschichten schreiben, meine Verehrte,“ wandte sie sich an die Schriftstellerin, „ist mir offen gesagt, unfaßlich! Was braucht man in solche Kreise hinabzusteigen, so lang man bei uns noch Stoff findet! Bauerngestalten! So oft ich eine solche sehe, habe ich eine Empfindung, als müßte ich nach dem Niechläschchen greifen — landwirtschaftliche Düfte, Tabakgeruch, welche eine Atmosphäre!“

„Sie haben recht!“ lächelte Eleonore, „von Ihrem Standpunkt, gnädige Frau, aber es giebt doch Menschen, welche jene Gerüche dem Patchouli vorziehen.“

„Unbegreiflich,“ sagte die Dame, „entschieden eine Verirrung. Lassen Sie sich bei Zeiten warnen, wenn Sie die gute Gesellschaft als Publikum behalten wollen. Und sittliche Basis! Ich meine, die Neigungen müssen geschildert werden, daß sie nie auf verbotenes Terrain herüberspielen. Sie verstehen schon. Es kommt im Leben leider vor, daß dem nicht immer so ist.“

„Aber man hört es nicht gern und ignoriert solche Vorkommnisse mit freundlicher Duldung,“ erwiderte Eleonore und sah, wie Baron Rottos Unterhaltung die Wangen seiner Nachbarin immer mehr rötete. „Ich verstehe Sie vollkommen!“ „Sehen Sie!“ entgegnete die Dame, „ich dachte es gleich, in der That!“

Als man abends heimwärts fuhr, flatterte Frau Lisabetta zu Eleonore heran, unspannte das Handgelenk derselben und plauderte harmlos dazu: „Nicht wahr, es war zu amüsant! Und Ihr Erscheinen hat Effect gemacht, ich wußte es ja! Wenn Sie aber wegen der Widmung — es ist mir aufs Herz gefallen, weil Sie von kompromittieren sprachen — noch warten wollen.“

„Seien Sie unbesorgt, gnädige Frau!“ lachte die andere, „ich habe nicht einen Augenblick daran gedacht, Ihren Wunsch ernst zu nehmen.“

Lisabetta hauchte einen Kuß auf ihre Wange und huschte davon.

Es war ein Regentag, an welchem Lothar Velding Frau Eleonore wieder gegenüber saß, ein Halbdunkel in dem kleinen, braunen Gemach, wo man die Büste des Apolls von Belvedere aufgestellt hatte, und erzählte: „Sie werden es natürlich finden, daß ich unausgesetzt, mit dem Recht des Geduldesieins, das man Genesenden gewährt, die Nähe Gerhardinens suchte — sie blieb sich immer gleich in ihrer natürlichen kühlen Art — nur in etwas hatten wir uns äußerlich eine Konzeption gemacht, wir redeten einander scherzhaft Jungfräulein und Jungherr an, Kriechens Beispiel folgend. Soll ich Ihnen jene Zeit schildern, meinen Seelenzustand? Ich hatte alles außer dem einen Gefühl vergessen, sie! O dies Morgenrot der Liebe, selbst der bis jetzt noch unerwiderten, wie köstlich es war! Nichts machte sie mir äußerlich streitig und innerlich war sie ja ganz mein, und dabei war eine Blödigkeit, eine Befangenheit über mich gekommen, die es mir unmöglich machten, zu gestehen, was mich ganz erfüllte. Auch meine Zukunft war vergessen; ich lebte der Minute, der Stunde, nicht weiter hinausdenkend wie an den nächsten Spaziergang mit ihr, an ein Plauder- oder Lesestündchen unter den Tannen oder in dem Wohnzimmer der Tante, wo häßliche Silhouetten, Wachsporträts und Daguerreotypen von dem Familiensinn derselben sprachen. Jeder Rahmen, jede Umgebung war aber gleichgültig, man sah nur den blonden Kopf Gerhardinens, nur ihre schlanke, bewegliche Gestalt, und so erging's nicht allein mir, allen im Hause war's so, sie war der Sonnenschein, der Singsvogel, die tägliche Freude.“

An das „Was nur“, welches mir der alte Ohm Valentin bei meiner Einkehr unter sein Dach zugerufen, wurde ich erst wieder durch den Brief eines Freundes erinnert; er war der erste, der sich entschlossen hatte, der preussischen Aufforderung zu folgen und ermunterte mich, es ihm gleich zu thun.

Über diese Nachricht sinnend, fand mich Gerhardine. „Nun, Jungherr, das ist ja ein sehr ernsthaftes Gesicht!“

„Sind auch ernsthafte Dinge!“ und dann hielt ich ihr den Brief hin. Sie las ihn, vor mir stehend, reichte ihn zurück und sagte: „Wenn Ihnen an meinem Rat liegt, thun Sie wie Ihr Freund!“

„Jungfräulein, Sie spielen Ogeria ohne schnelle Überlegung; der Onkel würde das nicht gern sehen, an ein Umfalten will er auch nicht gedacht wissen, aber wenn wir weiter Kriegsheld spielen wollen — die Wunde habe ich mir unruhlich genug hinterher geholt — so ist da noch Sachsen, Württemberg, will ich nicht nach Oesterreich gehen.“

Das blonde Köpfchen schüttelte sich verneinend.

„Man muß an dem Plage stehen bleiben, wohin man von Schicksal und Pflicht gestellt worden ist.“

„Und Sie meinen, diese beiden Faktoren —“

„Weisen Sie auf das engere Vaterland. Ihr kleines hat sich in das größere aufgelöst, damit ist alles gesagt.“

„O, diese liebe Gouvernantenweisheit!“ hätte ich rufen mögen, that es aber nicht, denn die blauen Augen sahen mich zu verständlich an.

„Jungfräulein, werden Sie denn Ihrem Ausspruch immer treu bleiben?“

„Immer!“ antwortete sie fest.

Es war mir wunderbar, die Siebzehnjährige von Pflicht reden zu hören, und nicht ohne leichten Spott fragte ich:

„Haben Sie schon über die Pflichten, welche Ihrer harren, nachgedacht?“

Der blonde Kopf hob sich höher. „Freilich, ich habe das früh lernen müssen. Es heißt bei mir auf eigenen Füßen stehen, ich habe noch vier unverfugte Geschwister! Sobald als möglich muß ich versuchen, keiner Nachhilfe, keiner Anlehnung zu bedürfen, zum besten der andern, die noch fürs Leben ausgerüstet sein wollen.“

In all den Tagen, in welchen ich mich mehr und mehr von meinem holden Liebestraum umspinnen ließ, hatte ich nicht an des Onkels bittere Bemerkung über Gerhardinens Zukunft gedacht, jetzt erinnerte ich mich derselben wieder. Aber es erschien mir wie jenem eine volle Unmöglichkeit, dies liebliche Geschöpf dem Daseinskampf auszuweichen, für welchen man sie vorbereitet. Diese Diana sollte in eine Schulstube gebannt sein, diese Nymphe hartherzigen, launischen Frauen die Zeit vertreiben helfen — nein!

„Jungfräulein,“ sagte ich, und ein plötzlicher Mut schwellte meine Brust. „Sie mögen recht haben mit Ihrem Hinweis auf das, was für mich Pflicht und Vernunft heißen, aber Sie — Sie dürfen nicht schuglos in das Leben hinaus, das Sie so wenig kennen, das so viele Gefahren bietet.“

„Ich habe Mut!“ und ihre Augen streiften den Himmel, aber dem Gedanken, der sich daran knüpfte, ließ sie keine Worte. „Und — warum scheint es Ihnen unmöglich oder unerträglich, daß ich thue, was so viele ebenfalls thun müssen, die vielleicht einen weniger festen Willen bekamen, als ich.“

„Weil ich Sie liebe, Gerhardine!“

Nie mehr war seit jener Begegnung am ersten Morgen auch nur der Versuch eines Komplimentes von mir gemacht worden, mit keinem Blick hatte ich mich verraten, und nun strömte in wenigen Worten die ganze Wahrheit hinaus.

Sie stand eine Sekunde mich unverwandt ansehend, dann rötete sich das liebliche Gesicht, dann war's als wollten sich die Arme heben; ich meinte, sie sinke nun an meine Brust, aber nach dieser einen lebhaften Bewegung hatte sie plötzlich die Haltung einer Dame.

„Lothar!“ sagte ihre weiche Stimme, ich glaube, was Sie da ausgesprochen haben, mit solchen Geständnissen scherzen Sie wohl nicht. Ich glaube es! Und darin liegt alles, was ich erwidern kann — darf.“

„Gerhardine!“ schrie ich auf, „Sie haben mir nichts zurückzugeben für ein Herz, das nur für Sie schlägt, für eine Liebe, welche lebenslang wahren wird, muß, und noch nie hatte ich in meinem ziemlich oberflächlichen Dasein mich so fest von einem Jenem überzeugt gefühlt, als ich es jetzt in den Worten bestätigte: „Über den Tod hinaus!“ Sie hielt beide Hände von sich abgestreckt, als wolle sie instinktiv eine Annäherung abwehren, und bleich bis zu den Lippen erwiderte sie: „Fragen Sie nicht, ich darf nicht antworten. Aber ich will Ihnen sagen, was am Morgen nach meiner Ankunft der brave, alte Onkel Valentin zu mir gesprochen, indem er seine Hand auf meinen Scheitel legte. „Kind,“ sagte er, es geht im Leben oft wunderbar zu, und du bist meine kluge, liebe Amsel. Die Gelegenheit ist ein böser Vogelsteller — was? Aber meine kleine Amsel geht ihr nicht ins Netz. Sieh, den Lothar habe ich ebenfalls lieb, und wenn ich ein Mädchen wäre, so glaub ich, könnte er mir wohl auch gefallen. Aber es ist sonderbar in der Welt eingerichtet, mit dem Gefallen ist's nicht allein abgemacht.“

Ich nahm die rauhen Hände des alten Mannes in die meinen und konnte ihm lächelnd ins Gesicht blicken, welches so verlegen geworden war.

„Ohm — guter Ohm, du brauchst nie zu fürchten, daß deine Amsel leichtfertig ins Netz flattert. Ich verstehe dich schon.“

„Darum,“ rief ich grollend, „darum, Gerhardine, weisen Sie eine treue, eine mich überwältigende Liebe zurück!“

Sie senkte die Blicke. Sie selber, Lothar, Sie werden mir noch danken. Was hülf's, ich sagte — sie stockte und bezwang sich. Sie haben ein Leben vor sich, in dem die Ihnen jetzt noch so verlockendste Fessel für Sie ein großes Hindernis sein würde.“

„Bravo!“ kam es bitter von meinen Lippen, „Sie bilden sich früh zu einer guten Frau Rechenmeisterin aus, Gerhardine! Verzeihen Sie, wenn mein übervolles Herz mich hinriß — ich schäme mich meines Geständnisses nicht. Was meinen Sie denn von der Opferfreudigkeit eines Mannes? Glauben Sie, ich bringe nicht ein jedes Opfer, das Sie, das die Verhältnisse von mir fordern — wenn ich Sie damit erringen kann?“

„Es ist spät, recht spät für eine andere Laufbahn; nach Jahren erst könnten Sie das Mädchen, an welches Sie sich unter solchen Umständen bänden, heimführen; dann kämen Sie aber, wenn auch vielleicht mit der alten Treue und Liebe, doch zu einer Verblühten — Tante Fredegunde erzählte mir ein trauriges Beispiel an ihrer eigenen Schwester —“

„So sind Sie hier in gut vorbereitenden Händen gewesen,“ antwortete ich erregt, „und meisterhaft haben Sie die Anwendung der gegebenen Lehren verstanden.“

„Lothar!“ sagte sie innig, „vergessen Sie sich nicht. Es ist traurig genug, daß mein junges Leben von solch vernünftiger Anschauung geleitet sein muß. Glauben Sie, trotz aller anscheinenden Heiterkeit empfinde ich das Verwaissein tief, wenn ich andre Mädchen von mütterlicher Liebe umsorgt sehe, und wenn ich allein ins Leben hinausgehe und glücklich Vereinte sehen werde, so werde ich vielleicht die stumme Frage auf den Lippen haben, warum es mir so anders wurde.“

„Gerhardine, so fühlst du doch, so bin ich dir nicht ganz gleichgültig?“ und ich wollte im Jubel meine Arme um sie schlingen. Sie wehrte mich leise ab und legte einen Augenblick ihre Hand in die meine.

Wenn es dir ein Trost, eine Genugthuung sein kann, Lothar, zu wissen, daß ich dich mehr liebe wie mein Leben, daß ich dich nie, niemals vergessen werde, hier hast du das Geständnis. Eben so fest ist aber mein Entschluß, dir zu entsagen. Bleiben wir beide auf dem Plage, wohin uns die Pflicht gestellt hat.

Was ich alles noch gestammelt, wie ich sie beschworen, getobt — geseht habe, ich weiß es nicht mehr, nur das Eine, daß sie sich über mich neigte und ihre frischen Lippen die meinen berührten. „Lebewohl!“ hatte sie dazu geflüstert. Als ich's vermochte, suchte ich Tante Fredegunde. Sie war eine Frau, ihr Herz würde weich werden, sie mir vielleicht ihren Beistand versprechen. Sie that das auch mit strömenden Thränen, mit dem oft wiederholten Ausruf: „Arme, arme Kinder!“

Ich brachte den Abend auf meinem Zimmer zu, ich vermochte es nicht, Gerhardinen unbefangen zu begegnen. Als ich am anderen Morgen heraustrat, zog mich die Tante unter die Tannen. Sie hatte geweint. „Es ist vom Abschied, sagte sie wieder schluchzend, heut früh fuhr Valentin mit ihr fort. Sie ist fest geblieben und wir beiden Alten mußten ihr recht geben. Du lieber Himmel, siebzehn Jahre und schon solch stark entwickeltes Pflichtgefühl! Die bringt einmal nichts aus dem richtigen Geleise. Wir haben alles versucht, denn sie leugnet es ja gar nicht, daß sie dich unsagbar lieb hat. Jedes andre Mädchen würde dir in die Arme geflogen sein und alles Übrige dem Zufall und dem lieben Gott überlassen haben, denn so sind heute die Mädchen, da braucht nur einer zu kommen! Aber sie! Sie hat den festen Willen, dich nicht zu binden, dich nicht zu hindern, und so ist sie, rasch entschlossen, in eine Stellung abgereift, welche man ihr schon lange angetragen. Sieben Kinder, und das junge Ding! Aber ein köstlicher Mut! Mein Valentin war so gerührt, daß er ihr unsere Ersparnisse anbot; er hätte euch am liebsten heute noch zusammengethan, seine ganze Habe opfernd; sie litt's nicht! Auf Kosten meiner jüngern Geschwister, die ihr in eurer Güte dann beraubtet, will ich mein Glück nicht verkaufen!“ Sie blieb dabei und sie ist fort.

„Und mir bleibt nun auch nichts, als zu gehen,“ sagte ich und erhob mich mechanisch.

Frau Fredegunde ließ ihr Taschentuch erst wieder von den Augen, als ich reisefertig vor ihr stand.

„Du nun auch?“ fragte sie.

„Es wird so besser sein; meine Gegenwart würde dich und den Onkel doch immerfort nur an die erinnern, welche ihr so ungern davon flattern sahet, an die liebe, kleine Ansel. Und es ist mir leichter, ohne Abschied vom Ohm zu scheiden, weil ich an den Platz zurückkehre, wohin mich die Pflicht ruft. Gerhardine wollte es, Tante!“

„Das liebe, liebe Kind! Und armer Lothar! Du siehst noch schlecht aus, hast dich noch nicht völlig erholt.“ Sie strich mir über die Wangen, aber ihre Gedanken suchten dabei doch wohl mit den meinen das gleiche Ziel.

„Welch schweren Schritt sie heute thut!“ murmelte die Matrone vor sich hin. Ja — es war ein schwerer Tag. Ich küßte die Hand, welche sie mir reichte und stammelste einen Dank und bat sie, dem Ohm zu sagen, daß ich in die preussische Armee trat.

„Es kann dein Glück sein, dein Glück,“ tröstete sie. „Du wirst überall anklopfen können in Zukunft —“

„Nur nicht da, wo ich möchte, Tante!“

„Der elende Mammon!“ seufzte sie, „und meine einzige Gerhardine.“

Ich mochte den Namen nicht mehr hören. Als die Tante andeutete, daß ich von ihr erfahren könne, brieflich, wie es jener ginge, dankte ich. „Es ist besser, sie und ich sind für einander tot; eh wir unter dieses Dach kamen, war es ja ebenso.“

Nochmals sagte ich das, was man einer Matrone wie Frau Fredegunde sagen konnte zum Lebewohl, vielleicht ein wenig konfus, worauf sie in ihrer Stimmung nicht achtete, und dann ging ich rüstig einer Eisenbahnstation zu, die in entgegengesetzter Richtung von der lag, nach welcher der Ohm und Gerhardine gefahren.

Sand, Heidekraut, Föhren, Sand — so trostlos die Umgebung ringsum, ein Bild meiner Zukunft, öde, leer, die kommenden Stunden verwehender Sand.

Als ich die Leinwand wieder betrat, kam ich mir wie ein Greis vor, der nach langem in der Fremde sein heimkehrt; das ist noch die alte traute Stätte von einst, aber selber kommt man nicht, wie man gegangen.

Die Kameraden, welche mich trafen, meinten, der Krieg und all die folgenden Ereignisse hätten mich so ernst gemacht. Von Gerhardine hörte ich nicht wieder; ich kam nach Köln, und als der Krieg mit Frankreich ausbrach, begrüßte ich ihn freudig; vielleicht war eine Kugel für mich gegossen und ich konnte ruhmvoll fallen für das, was noch allein Wert für mich hatte, für mein Vaterland.

Meine Kameraden hatten mir den Weinamen des „Tugendhaften“ gegeben. Ich hoffte Scherz und Selbstverspottung abzustreifen und mein unzufriedenes Gemüt zugleich zu heilen drüben in Feindesland durch ein sicheres Medicament, eine winzige, günstig treffende Kugel.“

Frau Leonore hatte ihn nicht einmal unterbrochen, jetzt sprang er auf, machte einige Schritte durchs Zimmer und lächelte dann bitter.

„Wie schade, wenn mein Wunsch erfüllt worden wäre. Sie wären um meine Bekanntschaft und um die außerordentliche Geduldprobe gekommen, welche Sie ablegen.“

„Thut ein derartiges Luftmachen Ihnen gut, so fahren Sie immerhin fort,“ war die Antwort.

Er blieb vor ihr stehen. „Bringt Sie nichts aus Ihrer ruhigen Haltung?“

„Benig.“

„Sie erinnern in Ihrer äußern kühlen Art an Gerhardine; meine Geschichte ist nämlich noch nicht zu Ende —“

„Natürlich nicht, sie wäre sonst ein recht gewöhnliches Vorkommnis!“ erwiderte Frau Leonore.

„Weil sie endete, wie unzählige Liebesgeschichten, nicht wahr, gnädige Frau?“

„Allerdings, und das hätte Sie nicht zur Beichte berechtigt.“

„Geduld!“ fiel er ein, „ich habe noch einen herrlichen Effekt und eine ungeheure Lächerlichkeit zugleich zu berichten.“

Dann nahm er Abschied, seine Schritte verklungen rasch auf dem regenfeuchten Kies des Vorgartens.

(Fortsetzung folgt.)

Nina, das Blumenmädchen.*

Wenn sich der Sommertag zu Rüste neigt,
Meerfeuchte Kühle sinkt auf Markt und Gassen,
Des Mondes Silberfächer aufwärts steigt —
Da lieb' ich es, die Arbeit ruh'n zu lassen,
Und aus der Straßen vielverschlung'ner Enge
Ziellos zu wandeln durch des Volk's Gedränge.

Ziellos, fürwahr! Und doch, wie süßt es sich,
Daß, eh' ich es noch wollen konnt' und denken,
Zum Hafen abwärts unabänderlich
Die Schritte sich, die eigenwill'gen lenken!
Läßt sich's am Strande, unter laub'gen Bäumen,
Vielleicht noch lieblicher, als sonst wo, träumen?

Ist es die Ferne wohl, — ich schau' umher —
Die ahnungsvolle, die mich angezogen?
Ist es das ernste, sanftbewegte Meer,
Tief atmend unterm Wechspiel der Wogen?
Ist es — vielleicht — ein Paar holdsel'ger Augen,
Die Kraft und Willen mir vom Herzen saugen?

Fürwahr, so ist's! — O unglücklich Los,
Zu hängen so in deinen Liebesbanden,
Nina, du Böse! Laß mich — mach mich los
Aus jenen Ketten, die mich fest umwanden!
Nicht länger will ich deiner Augen Grüßen
Mit jedem Blumenkäufer teilen müssen!

Mein, mein allein sei dieser Blüten Fülle,
Mein sei dein Lächeln, deiner Augen Glanz,
Mein deines Herzens tiefverschwiegen'ner Wille,
Mein deine Hand, mein sei dein Leben ganz!
Komm, folge mir! Uns winkt ein Los voll Frieden,
Voll stillen Glück's, wie wenigen beschieden!

Du zauderst? Schüttelst mit dem Köpfcgen gar,
Und lächelst, spottest wohl des armen Thoren?
Zu lieb' ist dir der Schneidler's Gecken-Schar? —
Nun wohl! fahr hin! So bist du mir verloren!
Hier scheid' ich von dir und meinem Glück —
Und — kehre morgen schon vielleicht zurück!

Ludwig Biemssen.

* Hierzu das Bild.

Mein vorjähriges Weihnachtsgeschenk.

Von F. Erhardt.

Ich saß im Pferdebahnwagen. Man sage mir nicht, daß die Situation uninteressant, prosaisch ist. Im Gegenteil, ich behaupte, daß der Pferdebahnwagen einen ganz passenden Rahmen für einen Roman abgeben kann; er bildet eine Welt für sich, — freilich eine gar unbeständige, wechselnde, ewig veränderliche Welt. Jetzt ist sie für mich förmlich geweiht, weil mein Roman im Tramway begonnen hat und unabänderlich mit ihm zusammenhängt; allein auch vor jener denkwürdigen Fahrt habe ich manche unterhaltende, ja manche interessante Viertelstunde auf den langen, mit fragwürdigen rothen Blüsch gepolsterten Bänken zugebracht. Bin ich anspruchlos, habe ich mehr Beobachtungstalent als andere Sterbliche? Oder ist es, weil mir ein anderes Talent — das, mich zu langweilen — völlig abgeht; genug, eine Person, einen Gegenstand, der mich beschäftigt, zerstreute, amüsierte, ärgerte, je nachdem, fand ich hier immer.

Der betreffende Tag aber bildete eine Ausnahme: ich saß auf meinem Platze, trübe, verstimmt, ohne den Mitfahrenden einen Blick, einen Gedanken zuzuwenden. Am 24. Dezember durch die Straßen Berlins fahren, ohne zu wissen, was man mit dem langen Abend, dem schönen, geliebten Weihnachtsabend, den wir von Klein auf den „heiligen“ nannten, anfangen soll, — das kann selbst einem vierundzwanzigjährigen Jugendoffizier, der das erhebende Bewußtsein, keinen Heller Schulden zu haben, in sich trägt, die Laune verderben!

Keinen Urlaub! Es sind nur zwei Worte; es klingt so einfach, und nur, wer es einmal erfahren, weiß, was es bedeutet, zumal in fremder Stadt als „Abkommandierter“, fern von den Kameraden, mit denen man sonst eng verwachsen ist und unter denen sich stets einzelne Leidensgefährten finden. Und nun kein Weihnachtsurlaub! Das ist doch eine ganz andere Sache. Freilich, drei Tage hätte ich bekommen können; zwei davon aber wären fast für die Reise dahingegangen, und für den einen Tag die Kosten, — nein, nein! Gerade um der Mutter und Schwester und der jüngeren Brüder willen, mit denen ich den Abend so gern verlebt hätte, durfte ich das nicht! Hätte ich wenigstens „in Familie“ gehen können! Da war eine Familie, so ziemlich die einzige, an die ich hier empfohlen war, die mich sicherlich eingeladen hätte, wenn nicht — „doch ich will nicht vorgreifen!“ wie die bekannte Confectionsdame sagt.

Ich hatte in der Stadt zu Mittag gegessen, dann einen Kameraden von einem Garde-Regiment aufgesucht, der im Centrum Berlins wohnt. Der Glückliche aber hatte noch in

elster Stunde unerwarteterweise Urlaub bekommen; er war in seine Heimat, d. h. auf's Land nach Schlesien abgedampft. Wenn ich ehrlich sein soll, — ich beneidete ihn aus vollem Herzen, während ich, einsam inmitten plaudernder, lachender, Pakete tragender, weihnachtsfröhlicher Menschen, im Tramway die Leipziger Straße hinabrollte.

Der gelbe Schimmer der Gaslaternen erschien immer fahler, unscheinbarer, dämmeriger, je mehr wir uns der Region des in bläulichem Glanze strahlenden elektrischen Lichtes näherten. Das elegante Modemmagazin, mit dessen beiden großen Glühlampen die elektrische Beleuchtung beginnt, war mit Menschen überfüllt. Wie hieß es doch? Ich hatte vor Kurzem dort etwas für meine Schwester besorgen müssen. Wichtig, Michaelis! Meinemwegen! Ich wollte, wir hätten jetzt Michaelis statt Weihnacht, dann würde mir meine augenblickliche Lage natürlicher und minder fatal erscheinen.

Während dieser Betrachtung sah ich unwillkürlich nach den glänzend erleuchteten Räumen von Michaelis hinüber, als eine leichte Gestalt in die Thür und auf die Straße trat. War's möglich? Dora selbst, Dora, wie sie stets vor meinem innern Auge stand. Sie hätte ich freilich nicht am heiligen Abend im Lampenlicht auf der Straße zu sehen erwartet.

Und nicht wie elektrisches Licht, nein, wärmer, heller, freundiger, wie ein voller Sommer Sonnenstrahl durchzuckte es mein Herz, als ich sie sah. Vergessen waren Einsamkeit und Schwermut; sie würde sicherlich im nächsten Augenblick im Gehüß der Straße meinem Blick entschwinden, allein ich hatte sie doch gesehen, der Strahl war doch in meine Seele gedrungen und würde mir fort und fort leuchten am stillen Weihnachtsabend.

„Nur noch ein Stehplatz vorn, Fräulein!“
Mechanisch springe ich auf, um als wohlgezogener Diener dem betreffenden „Fräulein“ meinen Platz anzubieten. Doch mein Nachbar ist mir bereits zuvorgekommen; ich sehe mich wieder und streife mit flüchtigem Blick die Dame. Und sie ist es, — sie ist es wahrhaftig, — Dora!

Weshalb ich sie immer Dora nannte, — unartiger Mensch, der ich war! Selbst in Gedanken hatte ich gar keine Ursache dazu, im Gegenteil! Hatte mir nicht Dora vor kaum vier Wochen einen Korb gegeben? Nein, sie eigentlich nicht, nur ihr Vater. Doch jetzt greife ich wohl nicht mehr vor, wenn ich etwas ausführlicher berichte.

Als ich vor drei Vierteljahren nach Berlin gekommen, hatte ich gleich in den ersten Tagen dem Konjul Wellmer, mit dem meine Eltern in früherer Zeit eng befreundet gewesen, Besuch gemacht. Er hatte sich ziemlich spät mit einer Freundin meiner Mutter verheiratet, und letztere vertrat Pathenstelle bei seinem ältesten Töchterchen, bevor mein Vater nach einer Provinzialstadt veretzt wurde und das Schicksal beide Familien fortan trennte. Den Namen Wellmer gehört zu haben, entsann ich mich kaum, bis ich das Kommando nach Berlin erhielt, und die Mutter, nun längst Wittwe, mir von den alten Freunden erzählte und mir das Versprechen abnahm, sie aufzusuchen, mich vor Allem nach dem Ergehen ihres Pathchens Dora zu erkundigen. Trotz meines sehr mäßigen Vergnügens über den Auftrag, führte ich ihn als guter Sohn doch pünktlich aus. Und so lernte ich Dora kennen. Wie sie sich in mein Herz gestohlen, — ich weiß es nicht. War es Liebe auf den ersten Blick, war es ein allmähliges Sich-Hineindenken in ihre Gedanken, Sich-Hineinleben in ihr Leben, ein Zug vom Herzen zum Herzen, der immer fester ward, immer deutlicher sich fühlbar machte mit jedem Male, daß ich sie sah?

Wie es geschah? frag' ich mich selbst vergebens. Vielleicht ist nie ein Dichterwort so oft mißbraucht, aber auch so oft aus vollem, liebendem Herzen mit Recht zitiert worden, und so mag man mir verzeihen, wenn auch ich es noch einmal auf mich anwende. Eins aber weiß ich genau, daß ich nicht begreife, wie ich vorher ohne diese Liebe, die ein Teil meines Lebens ist, gelebt habe, wie es überhaupt eine Zeit gegeben haben kann, in der ich Dora nicht kannte. Geht es Vielen so? Ein neues, ungeahntes Element tritt in ihr Leben, und siehe da, ehe sie es selbst wissen, bildet es den Mittelpunkt desselben; alles Übrige behält nur Interesse und Wichtigkeit in dem Grade, als es sich auf dies Eine bezieht, mit diesem Einen in Verbindung steht. Familie, Beruf, sie sind in zweite Reihe getreten; sie scheinen nur noch Mittel zum Zweck, und Zweck und Ziel unseres Lebens ist nur das Eine, — die Eine!

Daß eine solche Liebe niemals unerwidert bleiben kann, scheint mir unmöglich. Ich glaube eigentlich gar nicht an die Existenz unerwideter Liebe, so, wie ich sie verstehe. Mag eine Neigung auch anfänglich noch so leidenschaftlich aufstammen, sie vermag nicht zu wachsen, zu erstarken, nicht das ganze Mannesherz für sich in Beschlag zu nehmen, fehlt ihr der warme Sonnenschein der Gegenseite, des Bewußtseins: wie ihr ganzes Sein und Wesen in das deine übergegangen, so hat sie auch Alles, was dein ist, sich zu eigen gemacht.

Weil ich das glaube, habe ich nie an Doras Gegenliebe gezweifelt. Wie es geschah, daß ich das Herz dieses weichen, hingebenden, lieblichen Geschöpfes für mich gewonnen? Himmel, beinahe hätte ich noch einmal Schiller zitiert! Und sogar nochmals denselben Vers! — Wenn ich „weich und hingebend“ sage, so meine ich damit nicht, daß mir Dora niemals halt- und willenlos erschienen wäre. O nein, sie wußte genau, was sie wollte, trotz ihrer Jugend. Ich hatte es beobachten können, wenn ich sie mit ihren kleinen Geschwistern sah, an deren Spielen sie teilnahm, ein Kind mit den Kindern, und deren Streitigkeiten sie dennoch zu schlichten verstand, ruhig und sicher wie ein kleines Hausmütterchen. Ferner hatte ich es gesehen durch ihr Verhalten inbetreff eines gewissen Affessors (eine Zeit lang in meinen Augen der entfechtlichste Mensch auf Erden!), der beinahe so oft, wie ich selbst, zu Wellmers kam und dessen Besuche von dem Konjul offenbar gern gesehen wurden, während er die meinen als gänzlich saars consequence duldete. An einem der reizenden Theeabende im Wellmerschen Hause war mein Rival aufmerksamer denn je gegen Dora; beim Abschied küßte er, sich ungesehen glaubend, ihre Hand. Ich hätte ihn ermorden können; freundlich sah sie übrigens auch nicht drein. Nach einigen Tagen machte ich einen Vormittagsbesuch. Dora war ein wenig niedergeschlagen, ihre Eltern ein wenig verstimmt, besonders der Vater nicht so voll zärtlicher Güte gegen sie, wie sonst. Lange freilich hielt diese Stimmung nicht vor; wie hätte es sein können diesem süßen Kinderantlitze mit den klaren Neugehen gegenüber, das eigentlich gar nicht schön ist und doch von unmeßbarem Lieb-



Nina, das Blumenmädchen. Nach dem Gemälde von F. E. Bertier.

reiz umgeben? — Der Affessor aber war gegangen und kam niemals wieder; wie ich von gemeinsamen Bekannten erfuhr, war er von der jungen Dame in aller Form abgewiesen worden.

War es diese Geschichte, die mich zu einer Entscheidung trieb, oder vermochte ich meine Gefühle, die ich Dora selbst gegenüber durch keinen Blick verraten hatte, nicht mehr zu beherrschen, genug, ich ließ mich zu jenem Schritte hinreißen, dessen betrübenden Ausgang ich bereits mitgeteilt. Nicht, daß Herr Wellmer meinen Antrag unfreundlich abgelehnt, irgend etwas mich Verlegendes geäußert hätte; allein er erklärte mich für zu jung (ist es meine Schuld, daß mein Bart so langsam wächst?), behauptete, ich kenne mein Herz nicht, seine Tochter werde das ihrige ebensowenig kennen; er wolle ihr deshalb, wenn es mir recht sei, unsere Unterredung gänzlich verschweigen und bäte mich, in der früheren freundschaftlichen Weise in seinem Hause weiter zu verkehren. Freundschaftlich! Leicht gesagt, Herr Konsul! Und doch wollte ich mich nicht beleidigt zeigen, weil viel väterliches Wohlwollen aus der Art der Abweisung sprach; auch in ihn dringen durfte ich nicht, es hätte häßlich ausgesehen! War doch Dora eine „gute Partie“, ein „Goldfischchen“. O, wie ich in diesem Augenblick wünschte, ich hätte die vorschriftsmäßige Zulage gehabt und sie nichts, gar nichts!

Es war mir noch nicht möglich gewesen, das Haus, das mir vorher fast eine zweite Heimat geworden, nach diesem Schlage wieder zu besuchen; so hatte ich Dora seitdem nicht gesehen. Und nun sah sie neben mir, dicht, ganz dicht an meiner Seite. Hatte sie mich gesehen, erkannt? Wußte sie wirklich nichts von dem Vorgange zwischen mir und ihrem Vater? Ich blinnte sie forschend an; ihr Gesichtchen schien mir schmaler geworden, blasser. Nun hob sie die Wimpern und unsere Blicke begegneten sich. Als ich grüßte, stieg tiefe Blut in ihre Wangen und zugleich meinte ich ein leises Erstaunen über die Fremdheit meines Grußes in ihren Zügen zu lesen. Gewiß, sie wußte nichts! Dann aber mußte ich sie anreden; ich hatte viel zu „freundschaftlich“ (ich hasse das Wort!) mit der Familie gestanden, um stumm neben ihr zu sitzen. Meine Frage zeichnete sich durch Neuheit und Geist aus: „Wie geht es Ihnen, gnädiges Fräulein?“

Wieder ein verwunderter Blick. Ich pflegte sie sonst schlicht „Fräulein Dora“ zu nennen. Es gieng ihr gut, erwiderte sie, obwohl sie mir, wie gesagt, angegriffen schien; oder war es nur der geisterhaft bläuliche Schimmer des elektrischen Lichtes? Darauf fragte sie, weshalb ich nicht über das Fest nach Hause gereist sei, und erzählte, sie habe an Stelle der Mutter noch einige Besorgungen für die Geschwister übernommen; alle Läden seien so überfüllt, daß sie sich länger aufgehalten, als sie vorausgesehen und nun trotz aller Mahnungen nicht mehr bei Tageslicht zurückkomme. Dora meinte lächelnd, man würde sie schelten, da ihre Eltern in diesem Punkte ängstlich wären; eine Droschke sei in der Stadt nicht gleich zu haben gewesen und sie hätte nur eine kleine Strecke von der Pferdeabstallung bis zu ihrer Wohnung zu Fuß zurückzulegen. Und ich konnte ihr nicht einmal meine Begleitung anbieten. Ich fühlte, daß ich es nicht durfte.

„Es wird ein lebhafter Abend bei Ihnen werden, so heiter, wie der meine still und einsam,“ bemerkte ich, um nur etwas zu sagen.

Schon vorher hatte ich ihr angesehen, wie sie mich meiner trüblichen Weihnachts wegen beklagte; nun siegte ihr gutes Herz über die schone Zurückhaltung.

„Aber weshalb kommen Sie nicht zu uns? Warum haben Sie uns überhaupt so lange nicht besucht? Die Kinder fragen oft nach dem Onkel Lieutenant, besonders Paul.“

Sie hielt inne, als erwarte sie, daß ich ihr einhelfen und die angedeutete Einladung annehmen würde.

„Vielleicht,“ fuhr sie, da ich nichts erwiderte, schüchtern fort, „gehen Sie mit mir zurück oder kommen später — die Eltern würden sich gewiß freuen.“

Endlich mußte ich doch eine Antwort geben! O was hätte ich nicht alles gethan, um meinen vor vier Wochen gemachten Antrag zurücknehmen zu können, um mit ihr gehen zu dürfen!

„Ich danke Ihnen, Fräulein Dora; allein ich — ich — bin heute Abend nicht mehr frei.“

Kaum hatte ich diese Notlüge, die schwerste, die ich je in meinem Leben hervorgebracht, ausgesprochen, als eine bekannte Stimme ganz in unserer Nähe ertönte.

„Guten Abend!“ Es war ein Glück, daß die übrigen Insassen des Wagens vollauf mit sich selbst oder mit dem bevorstehenden Feste beschäftigt waren, sonst wäre die kleine stumme Scene, die sich nun abspielte, nicht unbeobachtet geblieben: mein verblüfftes Gesicht beim Anblick des Konsuls, der unbemerkt von uns den Wagen bestiegen hatte und jetzt den soeben frei gewordenen Platz zur andern Seite seiner Tochter einnahm, das heiße Erörtern der letzteren, die durchdringenden Blicke, welche der alte Herr uns beiden, vornehmlich mir, zuwarf. Nach dem, was vorgefallen, sie mit mir Abends in leibhaftigem Gespräch im Tramway! Die Situation war in der That ungeschickt, und besonders übel konnte ich dem besorgten Vater seine argwöhnische Miene nicht nehmen. Dora sah sie zuerst; ganz unbefangen erzählte sie von ihrer Verspätung und unserm zufälligen Zusammentreffen.

Lieutenant Sommer hat mir drei Tage Urlaub und bleibt über das Fest hier,“ setzte sie hinzu; „nun fragte ich, ob er den Abend bei uns zubringen möchte, weil wir eine große Familie sind und er so — so allein ist, doch er hat schon eine Verabredung.“

Die liebe weiche Stimme, die im Geräusch der Räder nur knapp zu verstehen war, sagte es scheinbar ganz ruhig und gleichmütig. Prüfend betrachtete ich sie; wir hatten den Bereich des elektrischen Lichtes verlassen. Gelb und nüchtern schauten die Gasflammen herein, trieb brannte die kleine Petroleumlampe im Wagen. Beim unsichern Schimmer dieses Lichtes aber hätte ich darauf schwören mögen, daß Thränen in Doras Augen standen. Oder irrte ich mich? Hätte der Konsul, dessen Gesichtsausdruck während ihrer Worte viel milder geworden und der sie gleichfalls aufmerksam angesehen, so eigentümlich listig und verstohlen lächeln können, wenn sein Liebbling weinte?

„So, so! Also Sie sind bereits engagiert?“ wandte er sich an mich. „Und Ihre — Verabredung ist ganz unabänderlich?“

„O nicht im mindesten, Herr Konsul! keineswegs, das heißt —“ Da hatte ich mich schön verwickelt! Was sollte ich nun sagen?

„Das heißt,“ ergänzte er zum Glück, „Sie kommen mit uns? Das ist recht! Hier ist unsere Haltestelle.“

Schweigend schritten wir drei auf dem Trottoir dahin, an Gruppen von Tannenbäumen vorüber, die zwar nur klägliche Reste des Weihnachtsvorrats waren, aber sich bei Abend dennoch hübsch ausnahmen. In dieser stillen, vornehmen, vom Geschäftsverkehr fernab liegenden Stadtgegend waren diese grünen Bäume das Einzige, was an das Christfest erinnerte; das weiße, glitzernde Schneegewand, das sonst zu seinen Attributen gehört, fehlte in diesem warmen Dezember. Schön aber war es ringsum, trotz dieses Mangels. Stern an Stern glänzte am klaren Himmel; auf dem Wasserspiegel des Landwehrkanals flimmerte der Widerschein der Laternen und auch in manchem Hause zeigte sich schon heller Lichterschein; da mochten wohl die lieben Kleinen gar zu ungeduldig den Weihnachtsmann erwarten und der Baum schon etwas vorzeitig erleuchtet werden. Ja, es war ein schönes Bild, an Großartigkeit nicht annähernd mit dem Hamburger Aftersassin, an das mich diese Stelle zuweilen erinnert, zu vergleichen, aber genug der Schönheit, um uns die Freude an unserer jungen herrlichen Kaiserstadt so recht empfinden zu lassen, genug des Lichtes, um einen hellen Strahl davon in unser Herz zu werfen.

Dora war recht still geworden. Verlegte es sie, daß ich ihrer Einladung ausgewichen und die ihres Vaters sogleich angenommen? Vielleicht! Sie kannte ja den Zusammenhang der Dinge nicht.

Als eben wieder hinter dem Erker einer Parterrewohnung ein brennender Weihnachtsbaum sichtbar wurde, bemerkte sie, ihren Schritt beschleunigend: „Wie werden die Kinder schon ungeduldig warten! Es ist fünf Uhr vorüber. Um diese Zeit wurde voriges Jahr besetzt.“

Sie mußten sich etwas gedulden,“ erwiderte der Vater. „Übrigens, Dora, wohin bringen wir, während Du beim Aufbau hilfst, den Lieutenant?“

Sie zauderte mit der Antwort nachdenklich und verlegen. Sie werden sich schon gefallen lassen müssen,“ fuhr der alte Herr fort, „in die Kinderstube gesteckt zu werden und sich eine halbe Stunde mit Ihren kleinen Freunden, die Sie recht vernachlässigt hatten, zu amüsieren.“

Ich erklärte mich außerordentlich einverstanden mit der Kinderstube. War dies Arrangement nicht so, als gehörte ich zur Familie? Und wenn ich das in Wahrheit nicht durfte, warum sollte ich mich nicht am Christabend wenigstens in solch glücklichen Traum wiegen?

In Träume war freilich nicht mehr zu denken als ich mich einige Minuten später wirklich inmitten der fünf jüngeren Sprößlinge des Wellmerschen Hauses befand. In Gegenwart dieser drei Jungen zu träumen, dazu hätte ein beneidenswerter Grad von Schläfrigkeit oder Gefühlslähmung gehört. Und viel besser machten es die Mädchen auch nicht. Denn während Hermann schreiend vom Schauteilpferde fiel, Paul mir auseinandersetzte, welche Art imitierten Jüdnadelgewehrs er heute zu bekommen hoffe, und Ernst, der dreizehnjährige Tertianer, ein selbstverfaßtes lateinisches Gedicht deklamirte, bei dessen kühnen Ubergängen mir die Haare zu Berge standen — während dieses dreifachen Geräusches spielte und sang Toni auf dem alten „Kinderstube-Pianino“ Weihnachtslieder und Märchen erklärte mir, Ernsts Latein übersprechend, weshalb das für Dora begonnene Nadelsticken unmöglich habe fertig werden können. Mit den Worten: „Hier habt Ihr Euren Lieutenant wieder; seid vernünftig und vertreibt ihm die Zeit bis zum Klingeln!“ hatte mir der Konsul die Thür geöffnet und mich dann seinen fünf Jüngsten überlassen, die „ihren Lieutenant“ in der That als ihr persönliches Eigentum in Beschlag nahmen und von „Zeit vertreiben“ einen ganz eigenen Begriff, etwa identisch mit „Lärmen“, zu haben schienen.

Bald sah ich indessen ein, daß dieser erste Teil meines Aufenthalts im Kinderzimmer bei weitem nicht der schlimmste sei. Mit Ausnahme des wenigstens äußerlich, eine ruhige Würde und Fassung zur Schau tragenden Tertianers, machte sich bei meinen kleinen Gefährten allmählich eine Unruhe und Ungebuld bemerkbar, die meine Anwesenheit nicht ganz zum Schweigen bringen konnte. Toni beschränkte sich auf die wohlgelegte Ausrufung: „Ich vermag die Erwartung nicht mehr zu ertragen.“ Die Jüngsten aber wurden immer unruhiger, respektiv unartiger. Endlich schlug ich vor, zu allgemeiner Erbauung und Zerstreuung etwas mit „Wie? Wo? Warum?“ zu errathen und war froh, als die kleinen Plagegeister diese Idee mit Jubel begrüßten. Übrigens fühlte ich mich in ihrer Mitte noch immer tausendmal wohler als eine Stunde vorher. Die ungeduldige, nicht mehr zu bändigende Erwartung einer Kinderstube, selbst ihre harmlosen Ungezogenheiten, gehören zur rechten Weihnachtsstimmung, aber Einsamkeit und Tramway — brrr!

Hermann sagte mich bei der Hand. „Denn es gilt nur, wenn du ganz, ganz weit fort bist, Onkel Lieutenant, damit du nicht hören kannst, was wir nehmen!“ Er entführte mich in der That sehr weit, bis ans Ende eines langen, finstern Korridors, wo er mich mit den Worten verließ: „So, Onkel, hier bist du an der Thür von Papas Zimmer, du kannst auch hineingehen, wenn dir's langweilig wird, es kommt jetzt kein Mensch dahin, weil die Großen im Saal aufbauen. Wenn wir fertig sind, hole ich dich.“

Da es mir sehr gleichgültig war, wo ich wartete, so blieb ich ruhig in meiner Ecke stehen und machte mich auf eine ziemlich lange Ruhepause gefaßt. Allein entgegen Hermanns Behauptung hörte ich nach kaum einer Minute eine Thür drinnen gehen und dann Schritte, Stimmen —

„Aber, mein Herzenskind, davon hatte ich ja keine Ahnung! Wie aufgeregert du bist! weine doch nicht.“

„O, Mama, ich weiß, ich sollte mich zusammennehmen; doch ich kann, ich kann es nicht länger!“ Diese andere, ihre Stimme, klang mir abgebrochen, von Schluchzen halb ertücht, an mein Ohr. „Schon seit so lange — Und er macht sich gar nichts aus mir — ich habe es gesehen —“

„Stehen die Sachen so?“ Wieder gieng die Thür, und das war unverkennbar der kräftige Ton des Konsuls.

Wie gejagt, eilte ich den dunklen Gang entlang, zum Glück, ohne etwas anzustoßen. Ich stolperte mehr instinktiv; das unsterbliche Sprüchlein vom Horcher an der Wand kam mir im Augenblick schwerlich in den Sinn. Diese abgerissenen Worte, auf wen bezogen sie sich? Auf mich — auf einen Andern? Höchstes Glück oder völlige Hoffnungslosigkeit, einen Mittelweg gab es nun nicht mehr! Mein Kopf glühte, meine

Gedanken verwirrten sich, als ich wenige Schritte von der Kinderstube Hermann in die Arme lief. „O, du bist so nahe? Onkel, du hast gehorcht!“ Gut, daß ich mich bei Zeiten von jener andern Thür entfernt hatte, sonst würde mir bei diesem Rufe, den vier andere Stimmen bald in allen Nüancen empörter Betonung wiederholten, das Gewissen geschlagen haben. Obwohl ich nicht widersprach, überzeugte sie doch bald der Augenschein, daß ich den Vorwurf nicht verdiente, denn mechanischer wurde wohl niemals „Wie? Wo? Warum?“ gefragt, zerstreuter nie die Antworten angehört.

„Ich glaube, Sie haben wirklich nichts gehört!“ übernahm endlich Toni meine Ehrenrettung; „aber es ist doch so leicht zu erraten: Dora soll es sein!“ Man stelle sich den Grad meiner Geistesabwesenheit vor, daß ich „es“ nicht erraten konnte. Freilich hatten die Kinder unabsichtlich Alles falsch beantwortet. „Wo? Drüben im Saale!“ Wie? „Sehr vergnügt!“ Warum? „Weil es heut an nichts, als an Weihnachten denkt.“ Ihr wißt nichts, Kinder, Ihr irrt Euch! Ich bin viel besser orientiert in Eurem Hause, aber ach! lange, lange noch nicht genug! dachte ich.

„Es war mir noch nicht möglich, Sie zu begrüßen, da wir ganz mit der Weihnachtsbescherung beschäftigt waren,“ sagte in diesem Augenblick die angenehm klingende Stimme der Frau Wellmer, die unbemerkt eingetreten. Wie hübsch sie noch war! Und wie jugendlich! So mochte Dora in zwanzig, dreißig Jahren aussehen. Ein wunderbares Zukunftsbild, das ich da heraufbeschwor, sehr verschieden von der Gegenwart und doch in seiner Art ebenso anmutig und vollkommen.

Sobald uns die atemlosen Fragen, mit welchen die drei Jüngsten die Mutter bestürmten, dazu kommen ließen, wechselten wir ein paar allgemeine Redensarten über mein Eindringen, ihr Vergnügen, mich hier zu sehen u. s. w. Eine gewisse Befangenheit und Unruhe, die mit ihrem sonstigen Wesen im Widerspruche stand, konnte ich mir aus der kleinen, unfreiwillig belauschten Scene nur zu gut erklären.

Großer Jubel erhob sich, als die Mutter nun versprach, ins Weihnachtszimmer zurückzugehen und dann — „nun, paßt auf, daß Ihr die Klingel nicht überhört! Denn wer nichts hört, bekommt nichts!“

„Dho, die ist laut genug!“ rief Paul.

„Vielleicht! Aber nun laßt mich noch ein ruhiges Wort mit Lieutenant Sommer sprechen; ehe ich das gesprochen, wird doch nicht besetzt. Lieber Konrad! ich denke, die Jugendfreundin Ihrer Mutter darf Sie so nennen,“ fuhr sie zu mir gewendet fort, „mein Mann und ich, wir haben uns vergeblich überlegt, womit wir Ihnen heut Abend eine kleine Überraschung bereiten könnten —“

„Aber, gnädige Frau, das ist doch nicht —“ „Das ist am Christabend selbstverständlich. Bei Ihrem ganz unerwarteten Besuch waren wir jedoch nicht darauf gefaßt. Endlich dachte mein Mann an ein ganz eigentümliches Geschenk, das Ihnen indeß, hoffen wir beide, Freude machen wird. Wundern Sie sich daher nicht und entschuldigen Sie es mit unserer alten Freundschaft, wenn Sie ein großes, etwas unformliches Paket auf Ihrem Plage finden —“

„Das setzt mich aber in die größte Verlegenheit! Ich habe nicht im mindesten gedacht, ich kann wirklich nicht —“

„So sehen Sie sich doch Ihren Aufbau erst an, bevor Sie so eifrig ablehnen,“ erwiderte sie mit schelmischer Miene, machte sich von den sie aufs Neue umdrängenden Kindern los und war verschwunden, bevor ich mich noch von meiner Verwirrung erholt hatte. Noch einmal nahmen mich dann die Kleinen gänzlich in Beschlag, jetzt wirklich zu meiner Qual.

Endlich ertönte die Glocke; die Thüren flogen auf. Alles eilte dort hinein, wo der Lichterbaum strahlte, und ich ward mitgezogen.

Bald waren die Weihnachtslieder der Kleinen, allerdings in sichtlich überhafter und mit sehnsüchtigen Seitenblicken nach der Tafel, hergesagt; dann sangen alle zu Tonis Klavierbegleitung „Stille Nacht, Heilige Nacht,“ und zwischen den hellen Kinderstimmen hörte man den schönen, vollen Alt der Mutter.

Wo aber war Dora? Weshalb zeigte sie nicht den Kindern ihre Plätze an der großen, mit Gaben aller Art bedeckten Tafel, nahm sie nicht an dem Jubel teil, der ihre Geschwister nichts anderes, nicht einmal das Fehlen der geliebten Schwester bemerken ließ? Wie verlassen fühlte ich mich inmitten all dieser Fröhlichkeit! Zum ersten Mal wünschte ich mich in meine einsame chambre garnie zurück. Da, als hätte sie meine Gedanken gelesen, trat Frau Wellmer, die sich bisher mit den Kindern beschäftigt, zu ihrem in meiner Nähe stehenden Gatten. „Jetzt wäre es Zeit, nicht wahr?“

„Ja, sie scheinen alle in ihre Gesichte vertieft, so daß wir keine neugierigen Augen zu fürchten haben. Also bitte, lieber Freund, dort zwischen den Erkervorhängen.“

Erst jetzt erblickte ich an der bezeichneten Stelle ein sehr großes, aufrecht auf dem Boden stehendes Paket, etwa wie eine umfangreiche, in Papier gehüllte Teppichrolle. Bögernd stand ich vor dem Eingang zum Erker und hätte mich ohne des Konsuls ungeduldiges „Nehmen Sie doch nur das obere Papier ab!“ noch lange nicht entschlossen, meine seltsame Weihnachtsüberraschung zu berühren. Behutsam zog ich den großen Vogen hinweg; die übrigen stelen von selbst. Was gingen mich auch die knisternden Hüllen an, welche die Eltern, um den Scherz vollständig zu machen, sorgfältig um sie, um meine Dora, gelegt hatten? Ich vermochte keinen Laut hervorbringen; sprachlos hielt ich ihre beiden Hände, zog sie näher, immer näher zu mir, blickte in ihr glühendes, glückstrahlendes Antlitz, und als die Weihnachtskerzen sich in den hellen Thränen spiegelten, welche in ihren Augen schimmerten, da vermochte ich meine eigene Bewegung kaum mehr zu bewältigen. Der Vater aber sorgte, daß es der Nührung nicht zuviel wurde.

„Nun, wie ist es, Konrad? Meine Frau sagt, der Gedanke, daß wir Ihnen eine kleine Überraschung zugehört, sei Ihnen so überaus peinlich gewesen. Wollen Sie sie zurückgeben? Wir sind ganz einverstanden damit und behalten sie gern, wenigstens bis Toni erwachsen ist, nicht wahr, Elise? Aber was sie sagen wird, nachdem sie heute zu ihrer großen Befürzung erfahren, daß ein gewisser Herr schon vor vier Wochen gesprochen hat — Dora, was sagst du denn?“

Wir benahmen uns recht thöricht, wir Beide, auch Dora kam ich diesen Worten nicht erparen. Statt aller Antwort, sah sie nämlich nicht etwa ihren Vater, sondern mich

an und ich schloß sie, ebenfalls statt jeder Antwort, in meine Arme. Kau-a hatten wir wieder eine vernünftige, salonmäßige Haltung angenommen, als die Kleinen, die sich nicht länger gebulden wollten, hastig uns ans andere Ende des Saales, an das Klavier und zu ihren Geschenken zu holen kamen. Kinder begreifen nie, daß der Weihnachtsabend noch jemand anders als ihnen gehört, und doch bleibe ich dabei, daß die dieser Abend uns, uns ganz speziell gehörte. „Mama, wir haben noch ein Lied gelernt,“ rief Tom, sich an den Flügel legend. Arm in Arm stand ich mit Dora, und sie sangen:

„O Du fröhliche, o Du selige
Gnadenbringende Weihnachtszeit.
Christi ist erschienen, uns zu verhöhnen,
Freue, freue Dich, Christenheit!“

Noch wenige Tage, und wieder ist es Weihnacht. Mein Kommando ist noch nicht zu Ende, jedoch wir eine Wohnung im Westen Berlins, nicht zu fern von den Schwiegereltern gemietet haben. Sie ist ohne übertriebene Eleganz, ohne geschickte, modern-filigrane Altdentschümerei, doch gar heimlich und behaglich eingerichtet, wie ein Interieur Knut Ekwall in einer der letzten Kunstausstellungen. Seit Wochen schon trifft Dora eifrig und sehr heimlich Weihnachts-Vorbereitungen. „Denn ich werde viel zu thun haben,“ meint sie, „damit dies Fest nicht zu sehr gegen das vorjährige abfällt.“

„Vergebliche Mühe, mein einzig geliebtes Weib! Wie unendliche Freude mir auch deine kunstreichen Arbeiten bereiten mögen, der schönste Christabend meines Lebens wird doch der lehtvergangene bleiben. Auch die liebste und köstlichste Gabe muß überstrahlt werden von der Erinnerung an jenen Augenblick, da ich dich im Glanze der Weihnachtslichter zuerst in meinen Armen hielt und jubelnd die Kinderstimmen erklangen:

O Du fröhliche, o Du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!“



Die Mode.

Forbort auch die Mode in dieser Saison für die eleganten Gesellschafts-toiletten und Ballanzüge die „dekolletierte“ Taille, so hat sie gleichwohl, rücksichtlich des Wehr oder Winder, einen ziemlich weiten Spielraum gewährt und insbesondere keine bestimmte Vorschrift für den Taillenausschnitt gegeben. Demzufolge ist der tiefe gerade Ausschnitt, welcher die Schultern entblößt, genau so zulässig, wie der gerundete, über den Schultern abschließende Schnitt, der herzförmige oder eckige, entweder nur für die Vordertheile oder für Vorder- und Rückenteile der Taille berechnete Ausschnitt mit jenen beiden durchaus gleichberechtigt. Wie aber auch der obere Taillenabschluss bestimmt sei, unter allen Umständen findet er eine anmutige Verwollständigung durch Spitzen, Blumen oder Federn, Spitzenborten mit glitzernden Perlen oder Goldfäden benäht, Spitzenrüschen mit Gold-, Silber- oder Perlen-grelots, leichte Federn-bordüre oder Berthen, Bändeliers, Epaulettes aus feinblütigen Zweigen. (Siehe Abb. 1.)



1.

zugleich mit der dekolletierten Taille hat auch das Collier aus Sammetband, mit kleinen zierlichen Grelots aus Jet, Gold oder Silber benäht, Berechtigung erworben. Man pflegt dasselbe hinten oder seitwärts unter einer vollen Schleife oder Rosette zu schließen. Ebenso hübsch sind auch Colliers aus feinen Blüten; diesen letzteren nahe verwandt, für hohe geschlossene Taillen sind Rüschen aus feinen Blüten, die seitwärts mit einem Blütenzweig abschließen. Vorzugsweise wählt man dieselben in crème, rosa und saumon, der aktuellen Modifarbe. Bezugsquelle für Sammet- und Blumencolliers: C. Lefebvre, Berlin, Unter den Linden 19.

Ein neues Goldgewebe (tricot d'or, tissu or, tissu argent) macht augenblicklich viel von sich reden. Der Eindruck ist der einer lockeren Strickarbeit aus flachem Goldfaden, durchsichtig und dehnbar. Mit schöner Wirkung wird es für Taillen über farbiger Seidenunterlage, für Fichus, Schleifen, Rüschen, Colliers etc. verwendet, doch sichert ihm die erstgenannte Verarbeitung den lohnendsten Effekt. Infolge seiner Dehnbarkeit dürfte es auch für Panzertailen ein sehr geeigneter Stoff sein. Im Handel existiert es in Breiten von 0,70—2,10 Cent. Bezugsquelle für Gold- und Silbergewebe: C. Lefebvre, Berlin, Unter den Linden 19. H. Beermann, Friedrichstr. 59.

Mit der Decadence der hiesigen, lockeren Taillengarnituren, die unter dem Sattungsnamen „Moldres“ so lange das Feld behaupteten,

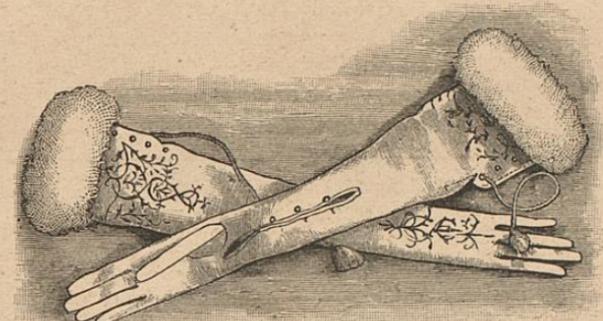
gewinnt das Fichu wieder mehr an Bedeutung. Nicht unwesentlich trägt dazu die bedeutende Entwicklung der Spitzenindustrie bei. Spitzenstoff, gestickter Tüll, Chenillezüll mit feineren Stoffen zusammen verarbeitet, geben reizende Fichus, denen selbstverständlich weder das Gold noch die glänzende Perle fehlen dürfen. „Drei Elemente innig gestellt“ kann man in Wahrheit jetzt in Anwendung auf die Fichus kommen die farbigen Spitzen zu besonderer Werthschätzung; bronzebraun, goldgelb, rubinrot, rosa und lachsfarben heben sich vortreflich von dunkler Felle ab und gestatten jederzeit die Hinzunahme von Blumen, seidenen Stoffen oder Sammet. Eine bestimmte Form verfolgt die Mode in diesen Erzeugnissen nicht. Dieselbe erwächst mit voller Freiheit aus Geschmack, Laune und hübschen Zuthaten. Abb. 2 zeigt ein Fichu aus gelbem crêpe de Chine und Goldblize. Bezugsquelle für Fichus: C. Lefebvre, Berlin, Unter den Linden 19.



2.

Die Ballanzüge für unsere jungen Damen stattet die Mode gern mit Echarpes, großen Schleifen aus breitem Bande und Schleifenbündeln aus und ihr neuestes Dictum beruft dazu das Noireband mit schönen Wasserstreifen. Daneben freilich fungiert auch die Atlasschärpe und Schleife, die Schärpe aus metalldurchwirtem Brodatbande und die Obaliskenschärpe, die aus Algerienstoff, mit Metallfäden durchschossen, besteht und breit und faltig, um die Taille und bis auf die Hüften reichend, umgelegt wird.

Die dekolletierten Taillen ermangeln nicht selten des Ärmels, oder derselbe ist nur minimal vertreten; daher erfordert die Mode immer noch den sehr langen Handschuh aus weißem Glacéleder, aus Seidenewebe in matter Farbe oder aus crêmefarbenem Leder. Während die seidenen Handschuhe keinen Zierat erhalten, sind die Lederhandschuhe ihm zugänglich geworden. Überhaupt gilt ein Glacé-Lederhandschuh für comme il faut für die große Toilette, während die seidenen Handschuhe nicht mehr das frühere Ansehen genießen. Gold- und Silber-



3.

stickerei auf den Handschuhen, zumal am Außenrande, ist der übliche Schmuck; außerdem hat man wieder Fühlung genommen mit Besatz aus Schwanenfell, Feder- und Blumenbordüren. (Siehe Abb. 3.) Bezugsquelle: H. Lehmann, Berlin, Friedrichstr. 79.

Die Sorties gehören heutzutage zu den exquisitesten Toiletten-artikeln. Ist die Toilette einfach, so wird sie durch den Sortie gehoben, ist sie elegant, so steht letzterer im Einklang dazu. Sie gehören zur Theater-, Konzert-, Ball- und Gesellschaftstoilette, nachdem letztere beide sie für längere Zeit entbehrlich gemacht hatten. Wir sahen reizvolle Sorties aus Hermelin (bekanntlich hat das Hermelin einen bisher nie gekannten niedrigen Preis) mit farbigem Seidenfutter, in kurzer Notondenform, Dolmans aus weißem Seidenbrokat oder Damast mit Hermelin oder weißem Pelzbesatz, Kragen aus Schwan, Sorties aus Plüsch mit Goldstickerei und hellfarbigem Seidenfutter, in Mantel-form, dann für die Jugend Shawls aus Algerienne in mattfarbiger Seide mit Gold durchschossen und wunderhübsche Shawls aus weißer oder gelber Chenille. Letztere sind besonders einer unter Musterstich gestellten Neuierung wegen zu empfehlen, die ihre Haltbarkeit wesentlich erhöht. Die Chenille-stöden sind nämlich einem festen Seidenfond eingewebt und die Franze ist fest gedreht. Dabei erfüllen die Chenilletücher zugleich in der That den Zweck der schützenden Hülle. (Siehe Abb. 4.) Bezugsquelle für Sorties: Modebazar Gerson u. Co., für Chenille-tücher: Th. Lindner, Berlin, Poststr. 2.



4.

Feine Küche.

Stochi (russisch). 1 Kilo geräucherter Schinken, 2 Kilo Ochsenfleisch beides in dünne Scheiben geschnitten, bedeckt man mit 5 Litern Wasser (abgekochtes und wieder erkaltetes), bringt es unter sorgfältigem Abschäumen zum Kochen, fügt dann Suppentraut, Wurzelwerk, etwas Gewürz, Citronenschale, 1 Lorbeerblatt und 1 Hand voll getrocknete Champignons, die man in Wasser quellen ließ, hinzu und läßt die Brühe langsam 4 Stunden kochen. Gleichzeitig schmort man in 100 Gramm frischer Butter mit einer feingeschnittenen Zwiebel und etwas feinem Pfeffer 375—500 Gramm recht fein geschnittenes Sauertraut, giebt nach 1/2—1/3 Stunden noch etwas feingeschnittenes frisches Weißkraut hinzu, säubt 2 Eßlöffel voll Mehl darüber, giebt etwas durchgeseigte Fleischbrühe dazu, dämpft das Kraut weich, fügt, ist dies erreicht, die übrige durchgeseigte Brühe hinzu, kocht alles gut durch, schmeckt nach dem Salze, rührt 1/2 Liter dicken sauren Rahm, den man mit etwas gehackter Petersilie vermischt, in die Suppe und richtet sie über ganz kleinen in Butter gebratenen Saucisoden an. In Rußland giebt man braun gebackene Buchweizengrüße zu der Stochi.

Sardellen-schnitte. Tags zuvor läßt man ein lauges Milchbrot backen, von diesem reißt man die Kruste ab und schneidet es in 1—1 1/2 Cent. dicke Scheiben, welche man goldbraun röstet; 250 Gramm Sardellen wäscht, säubert und halbiert man, fügt sie dann nach der Größe der Brotschnitte zu, kräftigt Citronensaft und etwas feines Öl darauf und stellt die Sardellen etwas zur Seite; von den Sardellenresten bereitet man eine Sardellenbutter, indem man sie mit 125 Gramm frischer ungefälschter Butter, einer kleinen Chalotte, 1 Eßlöffel voll Kapern ganz fein hackt und durch ein Sieb streicht — auch etwas Krebsbutter kann man nun noch dazu rühren. 8 hartgekochte Eidotter (8 Minuten) streicht man durch ein Sieb, rührt tropfenweise 3 Eßlöffel voll feinstes Probenzeröl, 1 Eßlöffel voll Citronensaft, 1 Prise Pfeffer, 1 Theelöffel voll Vuderaucher und etwas Salz dazu — die Remolade muß dick und recht wohlgeschmeckt sein. Die Brotschnitte bestreicht man erst mit Sardellenbutter, dann mit der Remoladensauce meßerrihendend und legt die Sardellenstücker zierlich darauf. Für jede Person rechnet man 2 Schnitte.

Ungarischer Rinderbraten. Hierzu benutzt man ein altgeschlachtetes Rippenstück oder ein Stück aus der Klust (Schale). Das Fleisch wird tüchtig geklopft, recht dicht gepackt und mit Salz — am besten mit Gewürzsalz von Dr. Raumann — und etwas Paprika eingerieben, dann in Mehl umgewandelt, in die Pfanne gelegt, mit reichlich siedender goldbrauner Butter übergossen und von allen Seiten gut gebräunt. Ist dies erreicht, so giebt man kochendes Wasser, etwas Weißwein, 2—3 Zwiebeln, etwas Citronensaft und Citronenschale dazu, deckt die Pfanne zu und schmort das Fleisch weich. Hat man ein Rippenstück und will es lieber im Ofen braten, so brät man es unter fleißigem Begießen 1—1 1/2 Stunden. Beim Anrichten legt man Brunnentresse oder wie Hobeisphäne geschabten Meerrettig um das Fleisch, setzt die Sauce durch, macht sie mit in Butter braungeschwittem Mehl sämig und giebt Kaffaronis oder panierte Kartoffeln und einen pikanten Salat dazu.

Altraupen à la poulette. Die Fische werden ausgenommen, gewaschen und in Stücke geschnitten, diese legt man 5 Minuten in kochendes Wasser, dem man 2—3 Eßlöffel voll feinen Essig hinzusetzt, und läßt dann den Fisch abtropfen; 2 Eßlöffel voll Mehl schwingt man in 100 Gramm frischer Butter, giebt, sobald es im Rührlöffel lockt, 1/2 Liter Fleischbrühe und etwa 1/2 Liter Weißwein dazu und fügt, sobald dies lockt, 2 Chalotten, etwas feingehackte Kräuter, 12—15 im eigenen Saft eingekochte Champignons, Salz, Pfeffer, etwas Citronenschale hinzu, legt die Fischstücke in diese Sauce und dämpft sie langsam gar. Beim Anrichten legt man den Fisch auf erwärmte Schüsseln, entfettet die Sauce, schärft sie mit etwas Citronensaft, schmeckt nach dem Salze, zieht sie mit einigen Eidottern ab und giebt sie über den Fisch. Die Schüsseln garniert man mit Semmel-Croustons und Citronenscheiben, auch kann man kleine Klößchen von Fischfarce und Blätter-teigschnitte um den Fisch legen.

Kerbelrübchen (knolliger Kerbel). Die Kerbelrübchen sind ein noch wenig bekanntes, aber sehr schmackhaftes und eben so gesundes, als nahrhaftes Gemüse. Im Herbst wird der Kerbel geerntet, im Frühling keimt er, stirbt im Herbst schon wieder ab. Man nimmt die Rübchen im Juli oder August aus der Erde und legt sie wie Kartoffeln in den Keller, doch sind sie erst im Oktober brauchbar, im Dezember und Januar aber am besten. Man wäscht sie, bringt sie mit kaltem Wasser bedeckt zum Kochen, und dabei sie einige Minuten gekocht, so läßt sich die Haut wie bei Mandeln entfernen. Die Rübchen läßt man nach dem Schälen in etwas weißer Coulis, Muskatnuß, einer Prise weißem Pfeffer einige Minuten kochen, schmeckt dann nach dem Salze, schwenkt sie mit etwas gehackter Petersilie durch und richtet sie, umgeben mit glacierten Citronen oder Koteletten an.

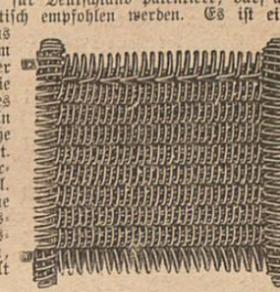
Spanische Artichoden. Nach der Größe der Artichoden muß man bestimmen, wie viele man gebraucht. Die Böden der Artichoden pükt man hübsch rund ab, entfernt dabei die äußeren Blätter, zieht den Hart heraus und stößt die inneren Blätter etwas ab, legt sie dann eine Minute in kochendes gesalzenes Wasser und stellt sie hierauf zum Abtropfen umgekehrt auf ein Tuch oder auf ein Sieb. Einige feingeschnittene, im eigenen Saft eingemachte Champignons mischt man mit etwas Salz, etwas kräftiger Zitrus, 3 Eßlöffeln voll weißer Semmelkrume und etwas feingehackten Kräutern, füllt davon in die Artichoden und bindet die Blätter oben zusammen. Den Boden einer flachen irdenen Kasserolle belegt man mit dünnen Speckplatten, Schintenschnitten — es kann harter von der unteren Seite sein —, einer in dünne Scheiben geschnittenen Zwiebel, Möhre, 1/2 Sellerieknolle, legt die Artichoden dicht nebeneinander, da Gefüllte nach oben, hinein, giebt gute Zitrus, 1 Glas Madeira, ein Kräutertrübchen dazu, legt Speckplatten auf die Artichoden, darüber eine gebutterte Papierscheibe und dünst sie, unter öfterem Begießen, im Ofen gar. Beim Anrichten entfernt man die Fäden, legt sie pyramidal auf eine heiße runde Schüssel. Die durchgeseigte Sauce wird entfettet, mit 1/2 Liter spanischer Sauce aufgedocht, dann über die Artichoden gegeben und ringsum legt man Marchschnitte oder kleine heiße Farce-Käsetchen.

Spanische Sauce. Diese für die feine Küche fast unentbehrliche Grundsaucen hält sich 3—4 Tage, muß dann aber jeden Tag aufgekocht werden. Den Boden einer tiefen gebutterten Kasserolle belegt man mit den dünnen Scheiben von 2 Zwiebeln, 250 Gramm magerem rohen Schinken — es kann harter sein —, darauf legt man 1 Kilo Ochsenfleisch, ebenso viel Kalbfleisch beides in ziemlich dicke Scheiben geschnitten, ein altes Huhn oder 2 alte Tauben (auch können es alte Rebhühner sein), bedeckt dies knapp mit Fleischbrühe, verschließt die Kasserolle und läßt alles auf raschem Feuer die bis zum Bräunen einkochen, doch darf es durchaus nicht brandig sein; nachdem man 5—6 Minuten die Kasserolle offen und kühl stehen ließ, fügt man noch 2—3 Liter schwache Fleischbrühe hinzu, bringt es unter sorgfältigem Abschäumen zum Kochen, fügt ein Kräutertrübchen, würstlich geschnittenes Wurzelwerk, 1 Lorbeerblatt, 4—5 Gewürzkräuter, ebenso viele Pfefferkörner, einige trodrene gequollene Champignons, etwas Macisblüte und Citronenschale hinzu und läßt die Sauce langsam 5 Stunden kochen. Hat sie drei Stunden gekocht, so rührt man 200 Gramm Mehl, welches man in 225 Gramm Butter goldbraun röstete, hinein und läßt es die übrigen 2 Stunden noch mitkochen, wobei man die Sauce sorgfältig abschäumt, fügt dann noch 1/2 Liter Madeira hinzu, läßt diesen einige Minuten mitkochen und seigt die Sauce dann durch.

Hammer-stew. Ein großer schöner Hammer wird nach frühestem Vorhändeln gekocht (50—60 Minuten), dann löst man alles fleisch sorgsam aus und schneidet es in Scheiben. 75 Gramm frische Butter läßt man in einer Kasserolle zergehen, legt das Hammerfleisch hinein, überstäubt es mit etwas feingetöstem Pfeffer, 1 Prise Cayennepfeffer, dem nötigen Salze und 1 Theelöffel voll englischem Senfpulver, deckt die Kasserolle fest zu und läßt die Speise auf schwachem Feuer 5—6 Minuten dämpfen, giebt dann 1/2 Liter Weißwein und ein Glaschen voll Sherry dazu, läßt es noch 5 Minuten dämpfen, worauf man das Stew aus erwärmter Schüssel anrichtet, rings um die Speise Blätterteigschnitte legt und die Schüssel mit Petersilienkräutchen und Citronenspalten verzert.

Wirtschaftsplaudereien.

Ein neuer Schuhzeugreiner, für Deutschland patentiert, darf als bequem, gesundheitsgemäß und praktisch empfohlen werden. Es ist eine elastisch-flossartige Fußbodendecke, aus vermistem Drahtgeflecht gewebt. Beim Abtreten gelangt aller Schmutz, der sonst an den Federn haften bleibt, wie durch ein Sieb auf den Fußboden; es ist daher jedes Klopfen und Schütteln vermieden und das gesundheitschädliche Staubaufwirbeln unmöglich gemacht. Der Schuhzeugreiner wird in verschiedenen Größen angefertigt, u. A. auch mit der Einrichtung, daß seine Umrahmung im Dunkeln in phosphoreszierendem Lichte schimmert. Das hauswirtschaftliche Magazin von C. G. Ohn, Berlin S.W., Leipzigerstraße 88, hält die Schuhzeugreiner vorräthig.



Gilhouetten.

Mit der Schere geschnitten von A. Corsep.



Vom Wald bin i süra,
Wo d' Sunn so schön scheint,
Und mei Schatz is' mir lieber,
Als all meine Freund.



Bussen und herzen,
Das is' ja kein Sünd,
Hat mir's mein Mutter g'lernt,
Als ein klein's Kind.



Gern hab i di schon,
Und um die Bussel i bitt',
Über heiraten, heiraten,
Das mag i di nit.

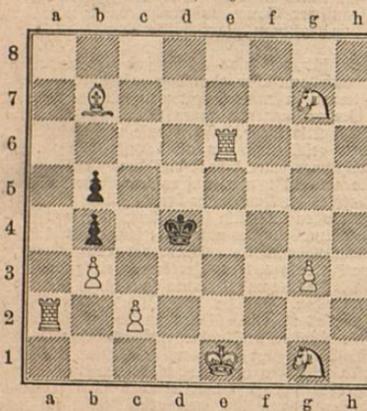


Mein Dirnl is' fortg'reist,
Vom Woan bin i blind,
Jetzt neh'm i mei Brill'n,
Daz zur Andern i find.

Schach.

Aufgabe Nr. 145.

Von B. G. Law's.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Schach- und Spielkorrespondenz.

Frau F. Schneider in New York. In Nr. 137 hat es den Anschein, als führe 1 T g 3 n. a 3 zum Ziel. Dies ist jedoch nicht der Fall. Schwarz erwidert nämlich D c 5 n. b 4, an welchem Zuge dieser Lösungsversuch scheitert. — Herrn R. in Prag. Sie halten nun einmal Nr. 137 für unrichtig, und zwar aus dem Grunde, weil unsere Lösung 1 D f 1 — f 5 durch L d 3 n. f 5 widerlegt werde. Alsdann sei kein sofortiges Matt möglich. Der Bauer b 2 erlaubt sich jedoch, Ihnen zu widersprechen, indem er einfach nach b 3 vorrückend, mattsetzt.

Auflösung des Rebus Seite 24.

Eisenhändler. — Eisenhausen. — Vizegespan. — Serenade.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 40.

In einem gesellschaftlichen Kreise erzählte ein Herr, er habe zum Schmuck eines Gartenhauses für den Preis von 180 Mark eine Anzahl schön geformter Porzellanvasen gekauft. Die Frage, wie viel Vasen er gekauft und wie viel Mark er für jede Vase bezahlt habe, beantwortete er kurz wie folgt: „Ich bezahlte für jede Vase 3 Mark mehr als die Zahl der Vasen betrug.“

Wie groß war die Zahl der Vasen und wie viel kostete jede?

Korrespondenz.

Litteratur und Kunst. Der Kunstverlag von Wegel und Raumann in Leipzig-Rudnitz, wohl bezeugt durch mannigfache inhaltlich interessante, technisch höchst sorgfältige und wohlgelungene Publikationen, veröffentlichte neuerdings eine umfassende Kollektion von Blumenstudien, gleich geeignet, als Vorlagen wie als Zimmerschmuck zu dienen, und wärmster Empfehlung, höchster Anerkennung würdig. Die Malerinnen

Marie von Beckendorff, Aug. Reichelt, Bertha Maguire, Pauline v. Doemming, Marie Endell, Fried. Vogel haben in 15 Hefen die Ergebnisse liebevoller und einflüchtiger Naturstudien wie einer sicheren vorzüglichen Technik niedergelegt und das Auge des Kunstfreundes entzückt sich Blatt für Blatt an der reizvollen, farbenprächtigen und stimmungsvollen Wiedergabe der zu schönster Wirkung ausgewählter und zusammengestellter Blumen, Blätter, Gräser und Farn. Für angehende Blumenmalerinnen dürften anregendere und instruktivere Vorlagen schwer zu finden sein. Ihr Erwerb ist durch den von der Verlagshandlung gestatteten Einzelverkauf beliebig ausgewählter Blätter jedem zugänglich gemacht. — Mit besonderem Nachdruck seien Eltern als Geschenk-Objekte empfohlen: Blumenstudien von Pauline v. Doemming; a Lieferung Mark 7.50. Aus Berg und Thal. Studien von Maria Endell; a Lieferung Mark 6. Blumen und Blätter. Studien von Bertha Maguire; a Lieferung Mark 6. Blumenstudien von Friederike Vogel; a Lieferung Mark 6. Rosen-Studien von Marie von Beckendorff; a Lieferung Mark 6. Rosen-Studien von Auguste Reichelt; gr. Fol. a Lieferung Mark 10. Aus der Blumenwelt. Studien von Auguste Reichelt; gr. Fol. a Lieferung Mark 10. Blumenstudien von Auguste Reichelt; a Lieferung Mark 6.

Toilette, Mode, Handarbeit. Abonnentin in der Mark. Reisebetten können mit einer geflüßten Franze oder mit einer gefädelten Bordüre begrenzt werden. — G. in V. Derartige Monogramme erfordern zu viel Raum. Wenden Sie sich an die Schablonen-Fabrik von Hehl, Berlin, Alte Jakobstr. 76. — Junge Damen in Antwerpen. Um das Auslaufen der Aquarellfarben beim Malen auf Atlas zu verhüten, ist das Hinzufügen einiger Tropfen Alkohol erforderlich. Außerdem kann man auch die Contouren auf dem Atlas mit „Drgall“ leicht überziehen und dann die Malerei ausführen. Die genannten Flüssigkeiten, sowie Goldgrundleder sind aus dem Kunstmaterial-Magazin von Spielhagen u. Comp., Berlin, Friedrichstr. 49a zu beziehen.

Verchiedenes. Jaska, Pilsen. Nach dem Ausspruche unserer „Schrift“ Gelehrten: Liebenswürdiger Charakter. — A. B., Halle. F. R., früher in Münster und Minden, lebt jetzt als Porträtmalerin in Berlin, Schöneberger Ufer 13.

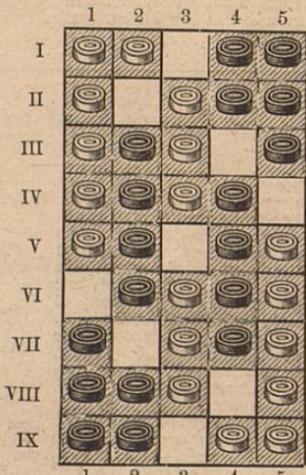
Berichtigung. Der auf Seite 374 des Bazar 1884 mit Abb. 50, 51 und 62 gegebene Teppich ist aus dem Tapfereigehäuse von G. Heinze, Berlin, Friedrichstr. 189, zu beziehen. — Die Nähmaschinen-Fabrik der Herren Seidel u. Raumann (Knopfloch-Nähmaschine) befindet sich nicht in Leipzig, sondern in Dresden.

Rebus.



Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 39 Seite 24.

Die folgende Zeichnung gibt das Verfahren an:



Es geht also in der Stellung I der zweite weiße Stein von 2 auf das nächste Feld rechts 3, wodurch die Stellung II entsteht. Hierauf springt der schwarze Stein von 4 auf 2, woraus Stellung III hervorgeht. Nun rückt der schwarze Stein von 5 auf 4 u. s. w.

Für die Fastnachtszeit. Masken - Kostüme.

Ein Masken-Album mit ca. 80 Kostüm-Entwürfen, 18 Blatt Folio-Format, teils ff. koloriert, teils in Schwarzdruck.

2. vermehrte Auflage.
Mit Textbeilage. In eleganter farbiger Mappe.
Preis 4 M. = 2 fl. 40 kr. G. W.

Diese Sammlung der dem „Bazar“ 1871—1884 beigegebenen Maskenbilder ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, welche auf den „Bazar“ Abonnements annimmt oder — wo eine solche Buchhandlung fehlt — von der Unterzeichneten direkt per Post, gegen Einzahlung von M. 4.50 = 2 fl. 65 kr. D. W.

Bazar-Aktien-Gesellschaft,
Berlin W., Wilhelmstr. 46/47.